

Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland“

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin



Eingetragenes Warenzeichen

Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

Modewaren und Ausstattungen

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER

Gegr. 1879

Inh. J. EVERS

Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust Stettin

Grüne Schanze 15
Fernsprecher 306 78/79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post,
Rathaus, Amts- und Land-
gericht, empfiehlt seine behag-
lich eingerichteten 63 Zimmer
mit Warmwasserheizung, so-
wie Speisen und Getränke zu
folgenden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf. Goldschmied Kessler

Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898

Werkstatt für Schmuck
und Silbergerät

Lassen Sie sich unverbindlich
beraten

Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren,
Uhren, Bestecke

Als Sonderdruck aus „Unser Pommernland“ erschien:

Berta

Novelle von Traugott Friedemann
56 Seiten / Preis RM. 0.75

Die Geschichte spielt im Kreise Belgard in der Zeit der Franzosen-
herrschaft. Der Verfasser hat sich tief in die Volksseele versenkt
und den Konflikt meisterlich herauszuarbeiten verstanden.
Verlagsbuchhandlung Fischer & Schmidt, Stettin.

Plattdeutsche Heimatbücher, Band III:

Plattdeutsche Lyrik mit besonderer Beziehung auf Pommern

Ausgewählt u. eingeleitet v. Lic. Walter Schröder

In Ganzleinen geb. 4.50 RM.

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin

Bücher von **STREITZ**

Stettin, Roßmarkt 8/9

Buchhandlung
Antiquariat
Neuzeitliche Leihbücherei

*Sind noch so klein die Mittel
zur Kleidung
reicht's bei* **Kittel**

STETTIN · BREITE STR. 62-63

Ständig große Auswahl
für die Dame, den Backfisch u. das Kind.
Hüte, Trauerkleidung, Brautkleider.
Spezialabteilung für starke Damen

POMMERN'S GRÖSSTES FACHGESCHÄFT FÜR DAMEN UND KINDER KLEIDUNG



Neben Stallmistdüngung ist
regelmäßiger Kalkzustand die
Voraussetzung für den Erfolg
jeder landwirtschaftl. Maß-
nahme. Wer gesundes Futter
für die Tiere und gute Ernten
haben will, düngt recht-
zeitig und ausreichend mit

Zarnglaffier Kalk!

Vereinigung Nord-
ostdeutscher Kalk-
und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr.
Nr. 245 41, Drahtanschrift:
Kalkvereinigung

Unser Pommerland

Monatsschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung

„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer.

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den

alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 260

21. Jahrg.

Januar/Februar 1936

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Preis viertelj. (2 Hefte) 2 M. Preis dieses Heftes 1,— M.

Inhalt des 1. Heftes

	Seite
Das Große	
Erzählung von Otto Voß	1
Der Waldbrand	
von Hermann Böns	5
Die pommerischen Epiphaniastiere Schnabbuck, Schimmel, Einhorn, eine kultsymbolische Untersuchung von Dr. Karl Jarmer	6
Die germanischen Stämme in Pommern	
von Dr. Hermann Bollnow	8
Die Jagd nach Bineta	
von Prof. Dr. Richard Hennig . . .	16
Der Weg des Bauerntums in Pommern, von Konrad Maß . . .	19
Charlotte Copin, die einstige Braut Ernst Moritz Arndts von Dr. Franz Kobes	25
Franz Mahlke zum Gruß	
von Dr. Franz Lüdtke	32
Pommersche Moore als Rohstoffquellen für die chemische Industrie	
von Dipl.-Ing. W. Zwiig	33
Rundschau	35
Pommersche Lyrik	4, 32, 33
Buchbesprechungen	39
Familie und Volk	
Sippentkundliche Beilage Nr. 10	
1. Ludwig Finckh	
von E. Staude Beilage	41
2. Ahnengefühl	
von Dr. Ludwig Finckh „	42
Bücherschau	„ 43

Einbanddecken

für die Jahrgänge 1921 bis 1935 sind vom Verlage erhältlich. Preis RM. 1.50

62 Jahre Erfahrung
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

^{Foto}
Viliter

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jacobikirche

Größtes Fach-Geschäft Pommerns für

Teppiche

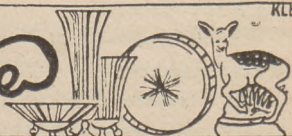
Gardinen, Dekorationen, Möbelstoffe. Tischdecken, Divandeen, Steppdecken, Reise- und Schlafdecken, Läuferstoffe Brücken, Kokos-Teppiche, -Läufer und Matten, Felle usw.

A. STECKNER

TOEPFFER'S NACHF.

Stettin, Kleine Domstrasse 11-12.

Schöne
Geschenke
bleiben stets



Porzellane, Kristalle,
Keramiken von **Paul Schlegel**
STETTIN / LUISENSTR. 9

Photo-Kino-Haus Schattke

Luisenstraße 6/7

Drucksachen

in geschmackvoller Ausführung für alle Zwecke

Buch- u. Steindruckerei

Fischer & Schmidt, Stettin

Kunsthandlung
Schaedel
Inh. M. Boehlke

Bemalde alter u. neuer Meister
Einsrahmungen prompt u. gut
Vergolderei - Kunstmalerei

Mönchenstraße 23

Seit 1882



Wilhelm Schmidbild

Der Vogel der Weisheit

Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

21. Jahrgang

Januar / Februar 1936

Heft 1

Das Große Erzählung von Otto Vosß

„Schade um die Lore!“ sagte der Dichter und setzte sich auf die Wandbank hinter dem Eckisch, über dem das hölzerne Herlein mit der Laterne hing. — „Nimmst Du roten oder weißen?“

„Blonden natürlich!“ erwiderte der Arzt und brachte seinen Pelz unter. „Blond wie die Lore einmal war, als sie noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging.“ Er streifte die Galschen ab und machte sich in dem schöngezeichneten Armstuhl bequem. „Gestatte, lieber Freund, daß ich das Geschäftliche übernehme! Das ist nichts für weltfremde Poeten.“ Und er gab dem Kellner Anweisung.

„Ich finde auch das frühe Grau sehr kleidsam für sie. Ein gutes Zeichen jedenfalls, daß sie nicht färbt. „In Ehren erblondet“ heißt ja sonst wohl die Parole. Womit ich nichts gegen diesen Oppenheimer Goldberg gesagt haben will.“

Die beiden Schulkameraden stießen an. „Es lebe das Leben!“ sprach der Arzt. „Solange es sich lohnt!“ fügte der andere hinzu und kostete mit Andacht den guten Tropfen.

Der Anlaß ihres heutigen Beisammenseins war ungewöhnlich. Sie hatten bei Lore Wegener zu Abend gegessen und fühlten das Bedürfnis, das Wiedersehen noch ein wenig ausklingen zu lassen. Lore hatte als einzige Mitschülerin einstmals mit ihnen die Prima besucht und die Matura bestanden. Die schöne alte Sitte gelegentlicher Zusammenkünfte der Konabiturienten war anfänglich mit Freuden gepflegt worden. Dann waren die zwölf Klassenossen allmählich auseinandergeraten. Fünf hatte der Weltkrieg hinweggenommen, die anderen saßen weitab in fremden Städten, und nur diese drei hielten, wenn auch mit großen Unterbrechungen, den Zusammenhang noch aufrecht. Lore war an der Reihe gewesen, zum Jahrestag zu laden, und hatte heute zum 30. Abgangsjubiläum die beiden Schulbankbrüder zu schlichter Bewirtung empfangen.

Ihr Lebenslauf war der bescheidenste von allen. Zum Studium hatten die Mittel nicht gereicht. Die Sorge für die frühverwitwete Mutter zwang zum Geldverdienen. Der Dienst als Sekretärin in einem Versicherungs- und Sparkassenbüro und die treuliche Ausübung der Tochterpflicht waren der Inhalt ihres erlebnislosen Daseins. Und als die Mutter vor einem Jahr hochbetagt dahinging, da lag auf Lore's Blondhaar schon die Aschenfarbe des frühen Alters. Das Schicksal aller unverheirateten einzigen Töchter, eigenem Leben zu entsagen, hatte sich auch an ihr erfüllt, still und unabänderlich, mit der grausamen Selbstverständlichkeit eines unerbittlichen Geschehens.

„Schade um die Lore!“ nahm der Dichter seinen Gedankengang wieder auf. „Ich fürchte, ich fürchte, das Wunderbare, auf das sie seit 30 Jahren hofft, wird nicht mehr über sie kommen.“

„Beginnende Hysterie! Lore'schlußpanik!“ murmelte der Arzt.

„Sei nicht so frivol!“ wehrte der andere der lieblosen Diagnose. „Schon immer hat sie sich an diesen Glauben geklammert, daß irgendwann, irgendwie auch in ihr Leben das Große treten werde, das Ungeheure, das den Menschen emporträgt oder zerbricht, segnet oder vernichtet.“

„Nun ja, ihr waret ja damals alle von Ibsen verrückt gemacht. Nicht wahr, so wie das übergeschnappte Frauenzimmer, die Nora? Allen Pflichten davonlaufen und auf das Wunder warten!“

„Daß sie ihren Pflichten davongelaufen sei oder auch nur daran gedacht habe, es zu tun, ich meine, das kann man von der Lore wirklich nicht behaupten. Diese jahrzehntelange Opferbereitschaft im Zusammenleben mit der Mutter, dieser Verzicht auf Freiheit und Eigenleben . . .“

„Gewiß. Natürlich. Ich meine es auch nicht wörtlich. Ich will nur sagen, daß Literatur, Theater und womöglich eigenes Geschreibsel ihr den Kopf verdreht und sie auf verschrobene Ideen gebracht haben. Prost, alter Knabe, Du brauchst dich nicht auf die Zehen getreten zu

zu fühlen. Es ist doch ganz was anderes, ob ein Mann von Amtes und Berufs wegen in solchen Sachen macht, oder ob ein armes süßen-gebliebenes Mädel für ihre erotischen Bedürfnisse nach papiernen Surrogaten sucht.“

„Prost, Du Scheusal! Uebrigens brauchst Du Dich nicht zu entschuldigen, denn ich fühle mich keineswegs gebrandmarkt. Aber Unrecht hast Du doch. Zum mindesten bist Du einseitig. Meinst Du wirklich, daß das Große, das Wunderbare, ohne das ein Leben leer, sinnlos und unerfüllt bleibt, immer bloß auf Geschlechterpaarung hinausläuft?“

„Auf die Gefahr, mir Deinen olympischen Zorn zuzuziehen, ist das tatsächlich so ungefähr meine Meinung. Oder glaubst Du nicht, daß Lore, wenn sie einen Mann und eine Horde Kinder hätte, von ihrer romantischen Sehnsucht durchaus geheilt wäre?“

„Möglich. Ich habe nichts gegen die Ehe. Den einen steigert sie über sich selbst hinaus und macht das Beste in ihm frei, den andern verdirbt sie, daß er stumpf und gewöhnlich wird. Es kommt eben immer auf den Menschen an. Ohne Zweifel ist hier ein Weg ins Ueberpersönliche und eine Durchbruchsmöglichkeit des Ewigen durch die Schranken des Hier und Heut. Aber es ist nicht die einzige. Der Wege zu Gott sind viele. Und insofern hätte die Lore schon recht, wenn sie trotz ihrer Altjüngferlichkeit bis auf diesen Tag den Glauben nicht aufgab, auf einem davon auch ihrerseits ihm zu begegnen.“

„Geht's auf gar keine Weise, ohne den lieben Gott höchstselber zu bemühen?“

„Klammere nunmehr auch Du Dich nicht an Wörter! Wir können ja auch Allgeist, Urkraft, Weltwille, Wesen, Urgrund oder sonstwie nennen. In ganz großen Stunden kann es einem zuteil werden, daß die Hülle birst, daß der Schleier zerreißt und Anhauch der Allmacht uns überstürzt mit seelumwandelnder Gewalt. Gerade Du als Arzt hast das gewiß erfahren, wenn ein Leben auf der Grenze stand, wenn es um die letzte Entscheidung ging zwischen Sein und Nichtsein.“

„Ich möchte mich doch lieber aus dem Spiele lassen.“

„Wie Du willst. Aber denk zum Beispiel an das Fronterlebnis, an die übermenschliche Kraft der Todüberwindung, an das Angeheure, dessen der Wille fähig ward im Taifun von Eisen und Feuer! Oder denk an glückvollere Erschütterungen, an Deine erste Hochtour, wie Du endlich droben standest im Grenzenlosen, wie der Sphärenchoral Dich umbrauste und Du Zwiesprach hieltest mit dem Unendlichen!“

„Dichter! Dichter!“

„Jawohl ja! Auch vom Dichter könnt ich reden. Vom Schaffenden überhaupt. Eine Idee

empfangen, ein Werk gebären, von der Dämonie des Schöpferwillens ergriffen sein! Oder nimm den Ausbruch eines denkerischen Genies, die endliche Erleuchtung, die letzte Offenbarung! Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn! Denk an alle, die den Ruf vernahmen und die Stimme im feurigen Dornbusch hörten, daß die hohe Glut der Sendung in ihnen entbrannte . . .“

„Und das alles soll die arme Lore erleben? Eine Bescheidene im Geist! Bei täglich achttündiger Listensführung und Tabellenbe-rechnung! Eine Frau obendrein!“

„Schilt mir die Frauen nicht! In vielem sind sie Gott näher als wir. Ihr Blut wallt im Rhythmus der Sterne, und ihr ahnend erschlossenes Herz fühlt den Pulsschlag der ewigen Wiederkehr. Wenn sie so geartet sind! Das freilich ist die erbarmungslose Grausamkeit in allem Kreatürlichen. Wenn sie so geartet sind! Das Große, das Wunderbare — es ist immer Gnade. Viele sind berufen, aber wenige erwählt. Verdienst und Anspruch, Leistung und Lohn sind Schall und Rauch. Sind Fetische der Vielzubielen. Unerforschliches Schicksal erhöht den einen und verwirft den andern. Und ich fürchte, unsere Freundin, vor deren Gutheit und Treue im Alltag ich das Knie beuge, den Schauer der Entrückung und das festliche Glück der göttlichen Stunde wird sie nicht erleben. Doppelt gestraft, weil sie nicht im tröstlichen Dämmer der Herde geht. Sie sieht den Spiegel und das dunkle Wort, doch nicht von Angesicht zu Angesicht.“

Der Mediziner hatte sein Glas geleert und schüttelte nachdenklich den Kopf. Sichtlich stritten in ihm widerstrebende Gefühle. Grund-sätzliche Abneigung gegen dies, wie ihm schien, überspannte und unsachliche Gerede, und andererseits der Wunsch, den Freund nicht gar zu sehr zu kränken.

„Wenn Du's nicht übel nimmst, möchte ich sagen, die Stärke des Erlebens sei eben Temperamentssache. Der eine rast im Ueber-schwang, der andere tut das Seine mit prüfender Ueberlegung, ohne deshalb ein minderere Mensch zu sein, geschweige denn ein Verwor-fener, wie Du es so erschreckend darzustellen Dich vermissst. Temperamentsunterschiede. Sache der Leidenschaft. Vermutlich sind's die Hormone im Blut und die Besonderheit der inneren Sekretion. Und natürlich die ererbte Qualität der grauen Rindensubstanz.“

Der Dichter hob die Hände in verzagender Abwehr und ließ sie wieder sinken. „Ich weiß, ich weiß, ihr redet eine andere Sprache.“

„Nun, nun, die paar Fachausdrücke tun's ja nicht. Bloß ich für mein Teil halte es mit den soliden Fußgängern und Pfadfindern der Logik, womit ich den geistigen Fliegern gern ihr Vergnügen lasse. Vorausgesetzt, daß sie

mir nicht ins Handwerk pfluschen. Mag doch jeder auf seine Fassion selig, oder wenn's durchaus sein muß, auch unselig werden. Angenommen den Fall jedoch, die Lore wäre meine Patientin, dann würde ich freilich pflichtgemäß nichts unversucht lassen, das arme Mädel von seiner Wundersucht zu kurieren. Ein Gärtchen müßte sie pachten und Salat und Rüben pflanzen, meinewegen auch Stiefmütterchen und Rittersporn. Sei mir nicht böse, aber ich finde es unrecht, daß Du ihr beistimmst und ihren — verzeih! — ihren Spleen bestärkst, ohne doch in der Lage zu sein, ihr irgendwie zu ihrem Idol zu verhelfen. Na also, Du kennst ja meine rauhe, aber herzliche Tonart. Und nun trink mal endlich aus! Die Flasche ist ja noch halbvoll. Auf Dein Spezielles! Wir wollen uns wieder vertragen!“

*

Mein lieber Freund und Schulkamerad!
Sehr beneideter Mensch und Dichter!

Euer Besuch am vorigen Sonnabend hat mich noch lange beschäftigt. Bei Gott, was seid Ihr für zwei ungleiche Brüder, Du und der Kurt! Wahrscheinlich habt Ihr unterwegs noch weiter disputiert, Du als Tempelhüter und Bewahrer der heiligen Flamme und er als Lobredner von Stoff und Kraft. Es war hübsch wie immer, Euch zuzuhören, und ich möchte Euch beide nicht missen, wenn ich arme wissenschaftlich ungebildete Person auch wenig beisteuern kann zu Eurem Zweikampf zwischen Himmel und Erde.

Aber wir berührten ja auch Gesprächsstoffe im Laufe des Abends, die lebensnäher und persönlicher waren. Und jedesmal wenn ich, ob schon in fremder Maske, Allereigenstes beichtete, dann sahst Du mich so sonderbar nachdenklich und geradezu bekümmert an, als wolltest Du sagen: „Lore, Lore, ich bin besorgt um Dich!“ Deshalb liegt mir am Herzen, Dich zu beruhigen und Dir zu versichern, daß ich durchaus nicht in Sack und Asche gehe, daß vielmehr nach bitterer Enttäuschung und schmerzlichem Verzicht eine neue Hoffnung, ja Gewißheit über mich gekommen ist.

Du kennst die Armut meiner Natur und weißt um die Sehnsucht, die mich verzehrt. Hast Du mich nicht im Scherz die letzte wirkliche Romantikerin genannt und mir geraten, ernstlich auf die Suche zu gehen nach der blauen Blume oder dem heiligen Gral? Ich weiß allerdings nicht, ob die Romantiker damit das meinten, was ich im Sinne habe. Mein inbrünstiges, ja einziges Verlangen, seit ich denken kann, ist dieses: einmal emporgerissen zu werden aus der Niederung der Anzulanglichkeit, angerührt und aufgerüttelt vom Sturmwind lebendigen Geistes! O wie schäme ich mich der Mattherzigkeit glückloser Freuden und halber, verkümmerteter Schmerzen! Wie hab

ich es satt, als Bettler und Zaungast das wirkliche Leben zu umschleichen! Immer war es mein erhabenes Ziel, den großen Liebenden zu gleichen oder den Ergriffenen, den glühend Verzückten und schaffend Verzehrten, den Kreuzträgern des Opfers oder den Demütigen der Gottschau. Genesen wollt ich vom Fluch dieser Kleinmenschlichen Gewöhnlichkeit und eines Erlebens gewürdigt werden, das die Bagatelle unseres Einzelseins in Beziehung bringt zu dem Unendlichen, dessen Atome wir sind! Eines Erlebens, das unsere mit bürgerlichen Tugenden und Verdiensten gesegnete Erbärmlichkeit über den Haufen wirft und Scham und Ekel hinwegbrennt mit der Flamme der Wahrheit und Wesenhaftigkeit!

Ach Gott, wozu mühe ich mich mit lächerlich hilflosen Worten! Du weißt ja viel besser, was ich meine, und weißt auch, daß es nicht in unser Vermögen gegeben ist, diesen Ausbruch unserer letzten Tiefe herbeizuzwingen. Erwählten, Begnadeten schenkt es das Schicksal. Ihr Leben trägt das Mal des Ewigen. Ich sage nicht, daß es glücklich sei! Aber sie verstehen das Wort der Verkündung und die rätselvolle Weisheit der Geweihten. Mir blieb es verschlossen. Ich bin es nicht wert. Weltflehricht. Ein lebender Leichnam. Ein Fehlgelingen Gottes, der die Schale nicht brach, die den Kern umfrustet.

Sei es drum. Sich abfinden ist Menschenlos. Und dennoch, dennoch — nun höre, mein Freund! — einmal wird es auch mich ergreifen. Einmal wird Gott, der mich verwarf, auch mir das Große nicht weigern. Ein Erlebnis wird kommen, in zwölfter Stunde, das auch dies verschüttete und lebend begrabene Herz denen zugesellt, die seine Kinder heißen. Der Tod ist immer das Große. Und wahrlich, ich sage Dir, er soll mich nicht betrügen, wie das Leben mich betrog. Nicht heimlich, plötzlich und unbereit will ich von ihm überlistet werden. Nicht mit plumper Gewalttat, einem Wegelagerer gleich, soll er mir einbrechen ins vergängliche Gehäuf. Ein Feierrmahl will ich ihm richten als einem lieben, geladenen Gaste. Hoch aufstun will ich die Tore meines Herzens zu festlichem Empfang. Schauen will ich sein abgründiges Antlitz und ganz mich erschließen dem unennbaren Schauer dieser ersten und letzten Ueberwältigung. Kein müdes Spottgebild verwelkten Lebens soll er von einem Schlaf in den andern führen, nein, wach und wissend, mit allen Sinnen und Gedanken will ich ihn fühlen und kosten, gerüstet und gesammelten Geistes will ich meiner hohen Stunde entgegengehen. Alle Schuld soll er mir zahlen, Tribut des Grauens und der Verwandlung, der Rätsellösung und der Heimfahrt in den Schoß der Welt. Mein Leben war Erstorbenheit; wahrlich, ich sage Dir, mein Tod wird mein Erleben sein!

Du lächelst, lieber Freund, und denkst, sie psalmodiert wieder. Sie singt eine ihrer Hymnen, um deren nie erfolgte Veröffentlichung es nach Deinem gütigen Urteil ewig schade sei. Aber glaub mir, dies ist kein schönes Trümpenspiel, dies ist mein fester und unbeirrbarer Entschluß. Noch weiß ich nicht um das Wann und Wie. Gewiß ist der Freitod die würdigste Form, mir mein Recht zu sichern. In ihm empfing auch der Ärmste den Schlüssel zur Pforte des Allerheiligsten. Aber hab keine Angst, noch ist die Zeit nicht gekommen. Noch darf ich, wenn auch hoffnungsarm, in irdischer Erwartung gehn. Noch kann das Wunder erscheinen, das mich vor der zwölften Stunde zum Leben erweckt. Meine Geduld ist groß, und ich will nichts versäumen oder verderben. Erst wenn ich spüre, daß der Abstieg beginnt, wenn untrügliche Zeichen die nahende Schwäche künden und den schmählichen Verfall — dann, ehe der Mut zur Tat zerbricht, dann wird es geschehen, daß ich dies Kleid der Armut von mir tue und bräutlichen Herzens mich schmücke für das Fest der Erfüllung, für das Große — Erhabene — Wunderbare —.

Verstehst du nun, daß ich nicht unglücklich bin? Einst wird kommen der Tag, ich weiß es bestimmt, und darum bin ich getrost und voll guter Zuversicht. Und darum sollst auch Du nicht hangen um mich, sondern auch ferner den schönen Glauben bewahren an Deine

unverlorene

Lore.

*

Der Vorfrühlingstag hatte die Straßen getrocknet und erfüllte die linde Luft mit Ahnung und zärtlicher Verheißung. Lore Wegener freute sich, als sie mittags das Büro verließ, den kleinen Umweg über das Postamt nehmen zu können. Trug sie doch immer noch den Brief von gestern abend in der Tasche, zu dessen Beförderung heute früh die Zeit nicht mehr ausgereicht hatte. Sie öffnete unwillkürlich den Mantel, dehnte die krummgefessenen Schultern und atmete begierig den leise erregenden Wind, der weither über frostbefreite Ströme und Felder kam und einen Ruch wie von feuchter, frischgebrochener Erdscholle mit sich brachte.

„Noch nicht“, dachte sie, als der Brief in den Kasten fiel. „Noch nicht. Noch kann das Wunder kommen.“ Und ein fast frohgemutes Lächeln verschönte ihr blaßes, vergrübeltes Gesicht.

An der Straßenecke sah sie ein Kind auf dem Fahrdamm knien, einen Buben mit dem Schulranzen auf dem Rücken. Unbekümmert um seine Umgebung hockte er dort und fütterte ein fremdes Hündchen mit den Resten seines Frühstücksbrotens. Schon öffnete Lore den Mund, um den unvorsichtigen kleinen Burschen von seinem gefährlichen Platz fortzuru-

fen. Da brüllte auch schon eine Autohupe, und der verzweifelte Fahrer suchte den um die Ecke brausenden Wagen auf die Seite zu steuern. Natürlich taumelte das erschreckte Kind nach rechts statt nach links, die Bremse kreischte, Passanten schrieten, und in der nächsten Sekunde mußte das Gräßliche geschehen sein.

Triebhaft, ohne zu denken, in blickschneller Abwehr sprang die zunächst befindliche Lore dem Kind entgegen und riß es mit wilder Kraft auf den Gehsteig. Schon hatte auch sie den Fuß wieder auf der Bordschwelle, da faßte der Kotflügel des geschleuderten Wagens ihren offenen Mantel und warf sie mit ungeheurer Gewalt zu Boden. Mit schmetterndem Krach schlug ihre Stirn auf die scharfe Kante des Pflasters, und aus klaffend geborstener Schläfe ergoß sich ein Blutstrom unaufhaltsam über die Steine.

Wohl rastete das Auto mit der Bewußtlosen zum nächsten Krankenhaus; doch als die Ärzte den vielmals gesplitterten Schädelbruch sahen, gingen sie ohne Hoffnung an die Arbeit. Stunde um Stunde erschien die Mutter des geretteten Knaben und fragte schluchzend nach dem Befund. Am Spätnachmittag erhielt sie den Bescheid, daß die Schwerverletzte verschieden sei, ohne auch nur einen Augenblick das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Wanderschaft

Wir bitten nichts als Kraft,
Bergan, berghoch zu schreiten
Aus Hunger, Hast und Haß.

Doch diese Kraft bist du,
Du bist das starke Führen
Der Morgenröte zu.

Und steilt empor der Pfad,
Er mag noch steiler werden!
Am Anfang war die Tat.

Nur nicht ins Tal zurück!
Wir wollen müd uns wandern,
Doch nicht um Alltagsglück.

Ins Licht, ins heilige Licht!
Auf daß in seinen Strömen
Die letzte Angst zerbricht.

O frohe Wanderschaft —
Weit, weit die Arme breiten!
Wir bitten nichts als Kraft.

Franz Lüdtke.

Der Waldrand

Von Hermann Löns*)

Die Sonne bescheint freundlich den Waldrand.

Gestern schien sie heller als heute; dennoch ist die Haubenlerche viel fleißiger. Unaufhörlich läßt sie ihren Lockruf ertönen, und nun fliegt sie sogar auf einen Erdhaufen und singt ihr kleines Lied.

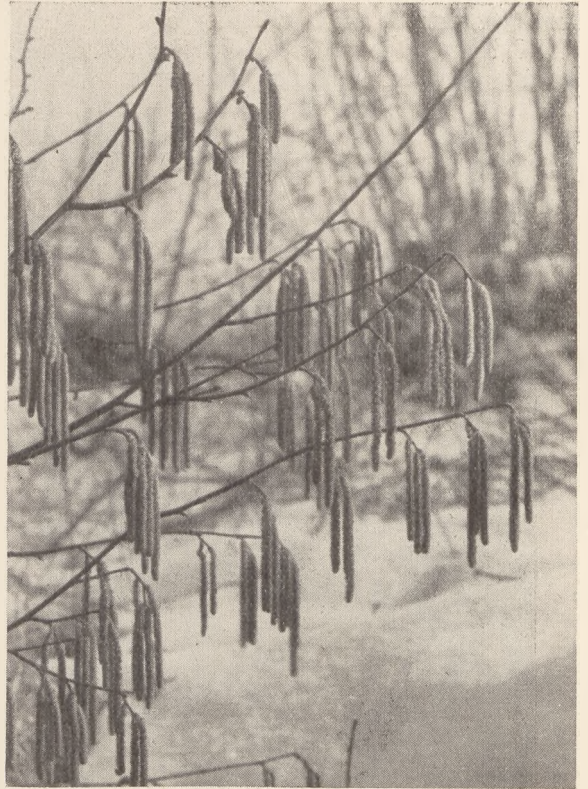
Die Luft ist weich und schmeckt nach warmem Regen. Ein weißer Hauch liegt über dem Felde und nimmt der Sonne Schein und Farbe. Aus den umgestürzten Schollen steigt ein starker Geruch, und alle Zweige und Stämme sehen aus, als dufteten sie nach dem neuen Leben, das in ihnen empordrängt.

Die üppigen Rasen der Vogelmiere auf dem Brackacker hatten jüngst, als der Wind scharf von Morgen kam und der Boden beinhardt gefroren war, nicht weniger weiße Blütenstreifen als heute, und das Kreuzkraut ebenso viele goldene Knöpfchen, auch blühten die Maßliebchen gleichfalls am Raine. Damals wirkte das widersinnig, heute aber nicht.

Auf dem Brombeerbusche am Grabenrande sitzt der Goldammerhahn und versucht sein Lied zusammenzubringen; gestern, als die Sonne hell vom hohen Himmel schien, dachte er nicht daran. Auch die Kohlmeise besinnt sich auf ihre Frühlingsweise; da sie aber damit nicht fertig wird, so lockt sie wenigstens dreimal so zärtlich als am gestrigen Tage. Süß und seltsam hört sich das an.

Der Haselbusch am Graben ist gänzlich aufgeblüht; zwischen den goldenen Troddeln glühen purpurne Sternchen. Die Eller ist ihm sogar schon voraus; der Weg ist mit braunen Rätzchen besät. Die silbernen Knospen an den Weiden recken und strecken sich und die der Espen quellen und schwellen. Aus dem Vorjahrslaub drängt sich das junge Gras, überholt von den fetten Blättern des Aronstabes, die Scharfwurz verhüllt den kahlen Boden, und lustig wuchert das zierliche Grün des Ruprechtskrautes.

Die Sonne kommt noch einmal am dunstigen Himmel hervor. Ueberall spielen die Wintermücken, so daß es lustig blizt, und hier und da surrt eine Fliege vorüber. In der alten Samenbuche sitzt eine Krähe und quarrt und schnarrt auf ganz absonderliche Art; das ist ihr Liebeslied. Aus den Fichten kommt ein wunderliches Quietschen und Schnalzen; der Häher gibt seinen zärtlichen Gefühlen Ausdruck. Da hinten



„Der Haselbusch ist gänzlich aufgeblüht“
Ausz. Hermann Fischer, Braunschweig

auf der grasgrünen Saat mauschellen sich zwei Hasen um die Häsln. Der Frühling kommt.

Ist es auch wahr? Ist es nicht nur ein bloßes Gerücht, eine falsche Verheißung? Zwar wippt da schon ein Bergbachstelzenpaar an dem Graben entlang, hier wühlt ein Maulwurf das knisternde Falllaub auf, sieben Starmäße pfeifen auf dem Hornzacken der Eiche, im Graben plätschert zwitschernd und quitschernd ein Spitzmauspaar umher, fauchend und schnalzend jagt ein Eichkater die Liebste von Ast zu Ast, und ein Goldhähnchen singt schon so gut, wie es das besser nie können wird.

Aber da hinter dem fernen Walde im kalten Moore liegt der Nordostwind und schläft. Vielleicht wacht er über Nacht wieder auf und zu Ende ist es mit Lied und Liebe. Statt der Wintermücken spielen die Schneeflocken, Star und Bachstelze flüchten von dannen, die bunten Bergfinken, die der weiche Wind nach Norden lockte, werden verschwinden, und Amsel, Meise und Goldhähnchen vergessen ihre halb gelernten Lieder wieder. Die Blümchen auf der Brache und die Rätzchen an den Bäumen werden wirken wie unangebrachte Wiße.

Die Sonne ist fortgegangen; dichter und unsichtiger wird die Luft. Umso mehr aber leuchten die halb aufgesprungenen Knospen an den grauen Zweigen des Dornbusches und an den schwarzen Nesten der Traubenkirsche hinter

*) Aus „Mein buntes Buch“, Naturschilderungen von Hermann Löns. Mit 155 Naturaufnahmen von Hermann Fischer. Adolf Sponholz Verlag, Hannover. In Leinen geb. 4,80 RM.

dem Grabenbord und im Unterholze des Geißblatts feste junge Blätter. Ein saches Riefeln kommt herunter, unhörbar und leicht. Fröhlich schmettert der Zaunkönig sein Liedchen, lustig trillert die Meise, und selbst der schüchterne Baumläufer erhebt sein dünnes Stimmchen lauter als zuvor.

Der Regen nimmt zu, die Dämmerung geht leise am Waldrande entlang. Da trommelt



Blühendes Geißblatt
Aufn. Hermann Fischer, Braunschweig

ein Specht auf einmal los, daß es weithin dröhnt; das ist das Zeichen für alles, was Schnäbel hat. Mit einem Schlage bricht ein vieltoniges Zwitschern und Flöten los, so wirr, so kraus, daß keine einzelne Stimme sich daraus hervorhebt. Ein Viertelstündchen hält es an; dann bleibt davon nur das Gestümper der Umsel übrig und des Rotkehlchens erst halb gelerntes Lied. Auch das verlischt im leisen Regengeriesel, und der ihrem Schlafwalde zuziehenden Krähen rauhes Geplärre gibt dem weichen Tage einen harten Abschluß.

Dunkel wird es im Walde. Keine neue Knospe im Gezweig, nicht ein frisches Blatt am Boden ist mehr zu sehen. Leblos stehen die Stämme da und recken kahle Wipfel in die Luft. Doch immer noch will das Leben, das dieser Tag erweckte, sich nicht zur Ruhe begeben. Vom Felde her schrillt des Rebhahnes herrischer Ruf, und von der Mergelgrube kommt das breite Geschnatter eines arg verliebten Erpels. Wie winzige Gespenster taumeln bleiche Wintermotten auf der Weibchensuche um die Buchen, zwei Fledermäuse zickzacken am Graben auf und ab, und im Gebüsch schnauft ein Igel aufgeregt hinter der Auserwählten her.

Die Nacht kommt näher; tiefer wird der Himmel. Kein einziger Stern steht an ihm. Die letzte Krähe hastet, verlassen schreiend, über die Wipfel hin. Dichter fällt der Regen; lauter tröpfelt er in das tote Laub. Dumpf unkt in den Fichten die Ohreule; hohl heult in den Kiefern der Rauz los.

Zu Ende ist der milde Tag, an dem der Vorfrühling am Waldrande spuken ging.

Die pommerischen Epiphaniastiere Schnabbuck, Schimmel, Einhorn / Eine kultsymbolische Untersuchung

Von Dr. Karl Farmer

Im Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer werden Originale von einem „Gespenstertrio“ aus dem Weizacker aufbewahrt, welches in seiner volkshundlichen Bedeutung unseres Wissens noch nicht tiefer untersucht worden ist. Es besteht aus dem sog. Schnabbuck, einem hölzernen schwarzen Bockskopf mit beweglichem Unterkiefer, einem steckenpferdartigen Schimmel und einem ebensolchen Einhorn. Mit diesen Figuren zog man in den 12 Heiligen Nächten zwischen Weihnachten und Dreikönigstag um, und die Bauernburschen machten sich einen besonderen Spaß daraus, mit dem Schnabbuck die Mädchen in den Spinnstuben auf derbe Art zu schrecken.

Was bedeuten diese Figuren? Wenn man ihre Zusammenstellung nicht aus einem blinden Zufall erklären will — ein gar zu billiges und bequemes Verfahren, vor dem allein schon die Tatsache bewahren sollte, daß die Figuren nur in einer ganz bestimmten und zwar hochheiligen Zeit ihr Wesen trieben —, so bleibt nur die Hoffnung, auf dem Wege einer kultsymbolischen Untersuchung ihr eigentliches und ursprüngliches Wesen zu enthüllen.

Da erscheint zunächst der Hinweis, daß die „Gespenster“ zur selben Zeit in Pommern umgehen, wo in andern Provinzen die Heiligen Drei Könige auftreten. Dies muß unsere ganz besondere Aufmerksamkeit erwecken, und wir

dürfen die Frage stellen: „Könnten unsere pomerschen Geister mit jenen irgendwie verwandt sein?“ — Die Namen der Drei Könige lauten bekanntlich Kaspar, Melchior, Balthasar. Diese Namen, in ihrer formelhaften Verkürzung „KMB“, erscheinen nach den umfassenden Untersuchungen Falbs als eine mysterielle Umschreibung der Sarosperiode der Wintersonne bei den vorchristlichen Völkern. Die christliche Legende verlegt die Bedeutung der Drei Könige ins Psychologische und läßt sie als die Vertreter der vorchristlichen Kulturepochen, der indischen, ägyptischen und persischen auftreten, vermutlich deshalb, weil diese Zeitenreise im Vergleich zum Aufgang der Christussonne als Dunkelheitsperiode empfunden wurden — eine Umbiegung, die man vom geistesgeschichtlichen Standpunkt durchaus gelten lassen kann. Faßt man nämlich die Zeit um Christi Geburt als die Geburtsstunde des ich-erwachten Bewußtseinsmenschen, so wäre das Dreikönigswesen der in Wollen, Denken, Fühlen entfaltete drei-einige Mensch. Tatsächlich beginnt ja auch rein entwicklungsmäßig gesehen, also auch ohne den Hinweis der christlichen Religion auf die das menschliche Ich aufrufende Geisteskraft Christi, etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung das Persönlichkeitsmoment des Ich jene alte Drei-einheit des Menschenwesens stärker zu durchwirken (Entstehung des römischen Weltreiches, der Caesarismus, das „Historischwerden“ der germanischen Völker, Verlöschen des Mysterienwesens, Abschluß der klassischen griechischen Philosophie usw.). Folgerichtig im moralischen Sinne läßt daher der Bibelbericht diese dreigliedrige Wesenheit des Menschen das neuerwachende Ichmoment (paulinisch gesprochen: Den „Christus in mir“) anbetend verehren.

Die ganze Dreikönigsgeschichte, im christlichen Sinne verstanden, ist also ein Real- und Mythenbild, welches das große kosmisch-irdische Geistesereignis der Menschheitsgeschichte in einer Huldigungsszene darstellt. Wie es allen Mysterien erging, so auch diesen: Sie wurden schließlich nicht mehr in ihrer geistigen Realität verstanden und entarteten zu Zauberwesen und Aberglauben. Daraus erklärt sich der endlose Orakelzug der Epiphaniazeit bis in unsere Tage. Daher kommt auch der Orakelbrauch auf der Insel Zingst, auf ein trockenes Buchenblatt die KMB-Formel zu schreiben und es in den Wirbelwind zu werfen, welcher es zum Sirius hinaufführt, dem hellen Stern, von dem alle Wunsch erfüllungen kommen — selbstverständlich, denn er ist in der Saros- oder Finsternisperiode der Wintersonne der hellste Stern am Himmel!

Hatten wir vorhin Kaspar, Melchior, Balthasar in psychologischer Hinsicht als Spiegelbilder des menschlichen Wollens, Denkens und

Fühlens hinstellen können, wobei nachzutragen wäre, daß diese Zuordnungen auch an der Symbolik ihrer Weihgeschenke abgelesen werden können (Balthasar bringt den Weihrauch, das Symbol des im Luftelemente webenden Fühlens, Melchior das Gold des reinen Denkens, Kaspar die herbe Myrrhe als Symbol des Wollens, so wird es sich nunmehr darum handeln, die Könige sinnentsprechend auf die Weizackergeister zu beziehen. — Den schwarzen Schnabuck als Sinnbild des in dunkle Zukunft wirkenden Willens mit dem schwarzen Kaspar zur Deckung zu bringen, fällt nicht so schwer. Wie aber wären die beiden andern zu verteilen? Beginnen wir mit dem Einhorn!

Gegenüber der fable convenue, daß das Einhornmotiv eine mittelalterliche Erfindung von Orientreisenden sei, welche die Erzählungen vom indischen Nashorn nach Europa mitgebracht hätten, oder daß es auf literarischer Ueberlieferung aus dem Altertum beruhe (die philologische Literaturforschung weist auf zwei Quellberichte des Ktesias und Megasthenes hin), vertreten wir mit allem Nachdruck die Ansicht, daß das Einhornmotiv durchaus ein bodenständiger Volksglaube aller europäischen Völker gewesen ist. Als Beweis sehen wir nicht so sehr die Tatsache an, daß die schottischen Könige seit den ältesten Zeiten das Einhorn im Wappen führten (von wo es dann ins englische Staatswappen eindrang), als vielmehr die exakte Verwendung, die es von Anfang an in der Symbolik gefunden hat. Es ist ein psychologisches Gesetz, daß sich Symbole nicht erfinden lassen. Sie entstanden ausnahmslos aus vorbewußter oder übersinnlicher Erkenntnis und sind die bildhafte Einkleidung für rein geistig Wesenhaftes. Zeigt sich nun, daß ein Motiv streng den Gesetzen der Symbolik folgt (oder, was dasselbe ist, den Gesetzen des mythischen Bewußtseins), so muß es zum arteigenen Ideenschatz derjenigen Menschen gehören, die es verwenden. Wie klar die Symbolik des Einhorns im deutschen Volksglauben durchgeführt ist, beweisen die Legenden, Märchen und sonstigen Erzählungen von ihm.

Da wird z. B. gesagt, daß es nur in dunklen Wäldern lebt und, obwohl mit großer Kraft begabt, dennoch die Menschen scheut. Besonders haßt es männliche Wesen. In Gefangenschaft stirbt es schnell dahin. Der Fang gelingt nur, wenn sich ihm eine reine Jungfrau naht. Ihr legt es zutraulich den Kopf in den Schoß. Oder: Der Gegner springt in dem Augenblick, wo es ihn anrennt, geschwind hinter einen Baum, wie das tapfere Schneiderlein im deutschen Märchen. Dann stößt es sein Horn in den Baumstamm und wird wehrlos. Bei einem Kampf mit einem Löwen bereitet es sich auf eben diese Weise den Untergang. Auf

seiner Stirn, innerhalb des Horns, trägt es einen Karfunkelstein.

Aus allen diesen Angaben wird zur Genüge deutlich, daß das Einhorn keine zoologische Angelegenheit ist (oder wir müßten unsere Vorfahren schon für schwachsinzig erklären!), sondern es ist, wie dem auch nur einigermaßen mit der Bildersprache des Mythos Vertrauten durchsichtig wird, ein Symbol, d. h. ein geistiges Schaubild. Unter Beachtung der genannten Einzelheiten findet man sich unschwer zum tatsächlichen Gemeintem hindurch. Da haben wir das Styrnhorn als Bild der dem Kopf entspringenden Denkräfte, die sich gegen jede Vergewaltigung sträuben, aber sich willig in den Dienst der jungfräulichen Menschenseele fügen. Immer besteht für das Denken die Gefahr, daß es sich im Stoffe (Baum) festrennt. Die Herzkkräfte aber (Löwe) benutzen gerade diese Neigung des Denkens, um sich das Denken gefügig zu machen. Die geheimste Macht des Denkens liegt noch in ihm verborgen (Karfunkelstein an der Hornwurzel) als die zu übersinnlichen Erkenntnissen erziehbaren Ichkräfte, die allerdings erst erscheinen können, wenn der Intellekt sich „die Hörner abgerannt“ hat, oder, wie es die Fabel ausdrückt, wenn sich das Einhorn sein Horn abgebrochen hat.

Das alles ist höchste Weisheit, Tiefenpsychologie lange vor dem Goethepreissträger Freud! Kein Mensch wird, wenn er sich ernstlich in diese Motive hineingekniet hat, in ihnen eine primitive Zoologie des Rhinoceroses finden können. Der Hinweis auf die kuriose Beschreibung des Einhorns beim alten Gefner macht uns durchaus nicht stutzig. Damals war freilich schon die mythische Ueberlieferung nicht mehr lebendig, zumal bei denen, die zu den Vorläufern des aufkommenden naturwissenschaftlichen Zeitalters gehörten wie der alte Gefner. Sie hatten noch ihr unverletztes Horn, und so ging die Spekulation mit ihnen durch. Aber eben weil damals das Geheimnis des Einhorns nicht mehr verstanden wurde, kann es auch nicht erst zu der Zeit entstanden sein. Vielmehr befinden wir uns da bereits in einer Epoche des Verlöschens mythischer Vorstellungen und echter Wahrtraumbilder.

So glauben wir den Nachweis geführt zu haben, daß das Einhorn das Symbol des Denkens ist. Wir hatten uns zuvor die Parallele erarbeitet Kaspar — Schnabbuck — Wille. Demnach bliebe für Balthasar der Schimmel übrig. Auch diese Zuordnung dürfte zwanglos und einleuchtend sein, wenn man sich erinnert, daß der Schimmelreiter als der im saasenden Winde Daherausfahrende von jeher als der Vertreter des feilschen Elementes empfunden worden ist. — Damit steht nicht nur die Formel Kaspar — Melchior — Balthasar durchsichtig vor uns, sondern auch die ursprüngliche Be-

deutung unseres pommerischen Gespenstertrios Schnabbuck, Schimmel, Einhorn. Es seien der Uebersicht wegen die gefundenen Zuordnungen noch einmal schematisch zusammengestellt.

Kaspar — Melchior — Balthasar
Schnabbuck — Einhorn — Schimmel
Wollen — Denken — Fühlen

Während sich die Heiligen Drei Könige noch bis auf diesen Tag ihren kultischen Charakter im großen ganzen bewahrt haben als Symbole der Dreigliedrigkeit Denken, Fühlen, Wollen und seiner Hingabe an den neugeborenen Menschensohn, ist unser pommerisches Epiphaniastrigon zu einem bloßen Akt herabgesunken — gemäß einem Strindbergworte: „Wenn Götter alt werden, werden sie zu Dämonen“.

Die germanischen Stämme in Pommern

von Hermann Bollnow

I.

Die ältere Geschichtsschreibung und auch der pommerische Chronist Thomas Ranzow waren der Meinung, daß Vandalen und Wenden derselbe Volksstamm gewesen seien. Diese Tatsache geradezu entschuldigend, fährt Th. Ranzow dann in seiner „Chronik von Pommern“ fort:

„Und ob wohl ikund der Wenden Name und Geschlecht bey uns so verachtet ist, daß man einen zum Schimpfe einen Wend oder Slaven nennet, so wollen wir uns doch des Herkommens nicht schemen. Dan in der ganzen Welt ist kein Geschlecht der Volcker, das sich weiter erbreitet und so viel Königreiche und Fürstentumbe unter sich gepracht und iht noch innehat, wie eben die Wende.“

Diese seine Ansicht hat aber Th. Ranzow grundlegend geändert, als er noch im Alter von etwa 30 Jahren auf die Universität Wittenberg zog, um seine „Chronik“ durchzuarbeiten. Er lernte dort als Schüler von Philipp Melanchthon neue Quellen kennen, vor allem die damals gerade wiederentdeckte „Germania“ des Tacitus. Auf Anregungen Melanchthons hin änderte Ranzow sein 1. Buch, „Ursprung und Geschichte der alten Pommern und Rugianer“. Sein bereits 5. Entwurf dieser „pommerischen Urgeschichte“ bricht plötzlich mit den Worten ab:

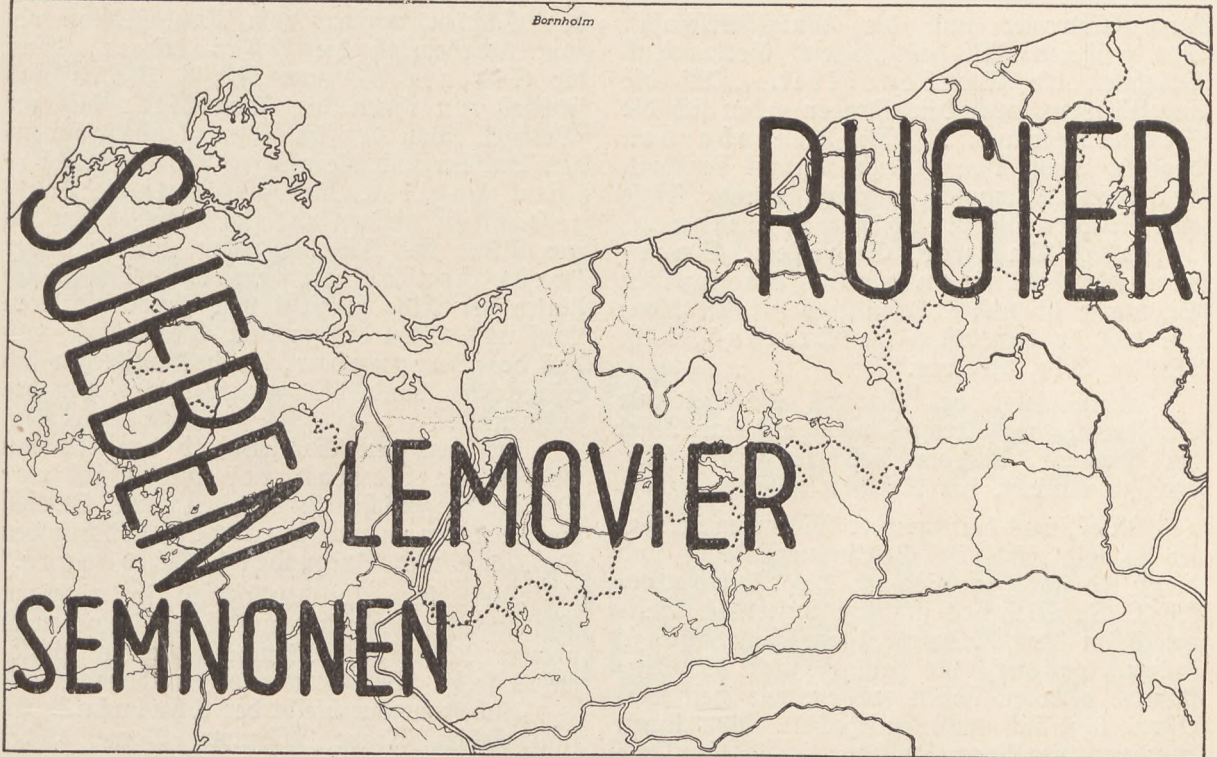
„Bis hierhin istz nach alles zu endern, dan die Rhugianer und andere unfer alten Landsleute seint nicht Wende, sondern Deutsche gewest. — Darum muß das alles geendert werden. — In diesen Landen so viel man das aus den alten Historien haben kan, haben erstmals Deutsche gewohnet, darnach Wende

gewohnt, und wohnen ikund widerum Teutsche darinne. — Darum muß das alles geendert werden“ (1. Bearb., hrsg. v. G. Gaebel, Stettin 1898, S. LIII ff. S. 262 ff. „Pomerania“, hrsg. v. G. Gaebel, Stettin 1908, 2. Bd. S. 225.)

Diese wissenschaftliche Erkenntnis, daß Pommern alter urgermanischer Boden ist, ging später teilweise wieder verloren. Es ist reizvoll zu verfolgen, wie dann im Laufe des 19. Jahr-

„Das Gebiet jenseits der Elbe, das am Ocean liegt, ist uns völlig unbekannt; denn wir wissen von niemand aus früherer Zeit, der hier an der Küste entlang nach Osten gefahren wäre, . . . und auch die Römer sind noch nicht in das Land jenseits der Elbe vorgedrungen. Ebenso ist auf dem Landwege noch niemand in jene Gegenden gekommen.“

In dem südlicheren Teile Germaniens jenseits der Elbe kennt er die Sweben, deren



Karte I

hunderts sich endgültig in Pommern die „Urgermanentheorie“ durchsetzt und auch archäologisch begründet wird. Zum selbständigen Bildungsgut des Volkes ist sie jedoch immer noch nicht ganz geworden. Die zahlreichen Erwähnungen unserer Heimat bei griechischen und römischen Schriftstellern und auch in der germanischen Heldensage sind längst nicht so bekannt, wie man es erwarten müßte. Von ihnen soll hier die Rede sein.

II.

Gajus Julius Cäsar erkennt als erster antiker Schriftsteller in seinem „Gallischen Krieg“ (um 55 v. Chr. Geb.), daß die Germanen keine Kelten seien, aber von Ostdeutschland weiß er noch nichts. In seiner „Volkskunde“ der Sweben bringt er nur die Märe, daß das Land an ihrer Ostgrenze etwa hundert Meilen weit unbebaut sei.

Um Christi Geburt schreibt dann der Grieche Strabo:

Stämme Mitteldeutschland bewohnen. Zu ihnen gehören auch die Semnonen, deren Wohnsitz im heutigen Brandenburg sich anderweitig bestimmen lassen.

Um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt schreibt Plinius seine umfangreiche „Naturgeschichte“. Er unterscheidet schon fünf große germanische Völkergruppen. Zu den „Westgermanen“ müssen wir seine Swebenvölker rechnen, zu den „Ostgermanen“ die Wandilier, von denen Teile die Burgunder, Variner, Chariner und Gutonen sind. Ob es sich bei letzteren schon um die Goten handelt, muß ungewiß bleiben, da Strabo die Gutonen zu den Völkern zählt, die Marbod sich unterworfen hat, doch wäre das nicht unmöglich, zumal auch die ostelbischen Semnonen und Rugier zum Marbodbunde gehört haben. — Plinius weiß auch schon, daß die Weichsel („Viscul“ oder „Vistla“) in die Ostsee mündet.

Einige Jahrzehnte später, im Jahre 98 nach Christi Geburt, schreibt Tacitus seine berühmte „Germania“. Er kennt in Ostdeutschland die schon von Strabo erwähnte Völkergemeinschaft der Rugier. Nördlich von ihnen wohnen die Goten, „gleich danach (das kann hier nur westlich sein) kommen am Ocean die Rugier und Lemovier. Kennzeichen aller dieser Stämme sind runde Schilde, kurze Schwerter und die Königsherrschaft“. Den größeren Teil des „freien“ Germaniens bewohnen die Swebenvölker. „Als die angesehensten unter den Sweben geben sich die Semnonen aus. . . . Die Langobarden dagegen macht ihre geringe Anzahl berühmt. . . . Danach kommen, geschützt durch Flüsse oder Wälder, die Reudigner, Ubionen, Angeln, Variner, Eudosen, Swardonon und Nuitonen. Von den einzelnen Stämmen ist nichts besonderes zu berichten; nur daß sie gemeinsam die Nerthus, d. h. Mutter Erde, verehren.“

Dann folgt bei Tacitus die bekannte Schilderung des Nerthuskultes „auf einer Insel des Oceans“, die die Gelehrten schon früh, aber zu Unrecht, für Rügen gehalten haben.

Alles, was dort von der Göttin im Herthasee erzählt wird, ist Gelehrtenfindung und dient lediglich zur Hebung des Fremdenverkehrs. In Wahrheit ist diese Insel des Weltmeers an der schleswig-holsteinischen Küste zu suchen, wo auch die aufgezählten Swebenstämme gewohnt haben müssen, wie weit nach Osten, läßt sich nicht entscheiden. Von ihnen wandern die Angeln etwa 4 Jahrhunderte später nach England aus, und die Variner finden wir etwa zur gleichen Zeit in Thüringen wieder. Manche möchten die Variner weiter nach Osten verlegen, wo der Name sich im slawischen Stamme der Warnen um die Warnow herum gehalten haben soll. Das ist wenig wahrscheinlich, aber auch nicht geradezu unmöglich.

Die Semnonen, die wir schon seit Strabo kennen, wohnen im Gebiete der Havel und Spree bis zur Elbe hin.

Durch Tacitus kennen wir also Rugier und Lemovier in Pommern, ohne zu wissen, wie weit letztere nach Westen reichen, und in Brandenburg die Semnonen, ohne deren Nordgrenze nach Vorpommern hin bestimmen zu können. Ob also tatsächlich Lemovier und Semnonen in Vorpommern gewohnt haben, läßt sich nicht entscheiden. Noch weniger wissen wir Sicheres über die Bewohner Mecklenburgs: wir können nur mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß sie zu den Swebenvölkern gehörten, zumal Tacitus die Ostsee das „Swebenmeer“ nennt. (Karte I.)

Wieder ein halbes Jahrhundert später haben wir eine Fülle von Nachrichten über Germanien aus einem seltsamen „Handbuch der Erdkunde“ des griechischen Astronomen Ptolemäus. Er kennt 4 Flüsse, die in die Ostsee fließen, den Chalusus, den Swebus (Swebenfluß), die Viadua und die Vistula (Weichsel).

An anderer Stelle schreibt er: „Hinter den Sachsen wohnen vom Chalususfluß bis zum Swebenfluß die Pharodiner, dann die Sidiner bis zum Flusse Viadua und jenseits von ihnen die Rutiklier bis zur Weichsel. Von den im Binnenlande wohnenden Völkern sind die größten das der swebischen Angilen, die östlicher als die Langobarden wohnen und sich nach Norden bis zur Mitte der Elbe erstrecken, und das der swebischen Semnonen, deren Gebiet sich hinter der Elbe hinzieht von ihrem mittleren Lauf nach Osten bis zu dem Swebenfluß, und das der Burgunder, die das weiterhin sich erstreckende Land bis zur Weichsel hin bewohnen. . . .“

Zwischen den Sachsen und den Sweben wohnen die Teutonarer und Viruner (Variner?), zwischen Pharodinern und Sweben die Teutonen und Auarper, zwischen den Rutikliern und Burgunden die Elvöonen.“

Diese für Norddeutschland so wichtigen Ptolemäusstellen geben uns heute immer noch schwere Rätsel auf. Mancherlei scheint Ptolemäus selbst schon verwechselt zu haben.

Unbestimmbar bleibt der Chalusus. Es sind Schlei, Trave, Warnow, Peene, Havel u. a. vermutet worden. Der „Swebenfluß“ scheint eine gelehrte Bezeichnung — gar kein Name — für den Grenzfluß der Sweben (Semnonen!) zu sein, wie ja auch Tacitus die Ostsee entsprechend schon „Swebenmeer“ genannt hatte. Jenseits dieses Flusses finden wir die Burgunder, die auch archäologisch damals schon im Nehe- und Warthegebiet nachweisbar sind. Daher kann dieser Swebenfluß nur die Oder sein. Allgemein gilt aber Viadua als der ursprüngliche Name der Oder, weil man sich immer noch nicht von dem Glauben hat losmachen können, daß ein sprachlicher Zusammenhang zwischen beiden Wörtern bestände. Wenn sie auch beide gemeinsam den Buchstaben „d“ haben, so ist es jedoch ein hoffnungsloses sprachliches Taschenspielerkunststück, „Oder“ irgendwie von „Viadua“ ableiten zu wollen. Schon sachlich verbietet der Zusammenhang bei Ptolemäus eine derartige Gleichsetzung von „Swebenfluß“ und Viadua, da ja zwischen ihnen die Sidiner wohnen. Als Grenze zwischen den südlicher wohnenden Völkern der Semnonen und Burgunder ist nur noch der Swebenfluß genannt, während die Viadua nicht

mehr erscheint: daraus kann man nur folgern, daß die Viadua nördlich des Burgundengebietes zwischen Oder (Swebenfluß) und Weichsel fließt. Da sie in die Ostsee mündet, kann sie nur einer der hinterpommerschen Küstenflüsse sein. Es bleibt eigentlich nur die Rega übrig.

Sie würde sich auch am besten den andern vorславischen Flußnamen Pommerns einfügen. Wir kennen als illhryische Flußnamen in Hinterpommern außer der Viadua noch die

dungsgebiet und den südlichen Teilen Pommerns nachweisbar sind. Sie schoben sich damals als Keil in dem Gebiete zwischen der unteren Oder und der Rüdow nach Pommern hinein zwischen die West- und Ostgermanen. Sie waren die nördlichsten Ausläufer der vor allem in Niederschlesien und Posen ansässigen „lausitzischen“ Kultur der älteren Eisenzeit. Sie haben uns in Pommern einige Grenzburgen gegen die vordringenden Westgermanen an der



Karte II

Ihna, Drage und Persante und weiter südlich die Neze, ferner die Oder (? vielleicht auch germanisch, jedoch keinesfalls slawisch). Germanischer Herkunft — zum mindesten ebenfalls vorславischer Herkunft — in Pommern sind westlich dieses „illhryischen Blockes“ die Namen der „Hilda“, der älteren Bezeichnung für den Rych, die auch in dem Ortsnamen Eldena noch nachlebt¹⁾ — möglicherweise Veene und Swine —, ferner in Hinterpommern die Rüdow und vielleicht die Leba.

Illhryische Namen in Pommern sind weiter nicht verwunderlich, da die „Nordillhryer“ im 1. Jahrtausend vor Chr. Geb. im Odermün-

Oder bei Schöningen, Garz, Niederzahden und vielleicht auch Stettin, ferner bei Wildenbruch (Kr. Greifenhagen), außerdem ihre charakteristischen Urnengräberfelder mit eigenartigen Gefäßen und Verzierungen und die oben genannten Flußnamen hinterlassen²⁾. Wenn auch im eigentlichen Gebiet der Rega keine „lausitzischen“ Funde bekannt sind, so brauchen wir doch deshalb an dieser Gleichsetzung Viadua=Rega nicht zu zweifeln, zumal in vorgeschichtlicher Zeit ein bedeutsamer Verkehrsweg Drage aufwärts und Rega abwärts bestanden hat. Der heutige Name Rega ist slawischen Ursprungs und bedeutet wie auch Rych lediglich „Fluß“.

¹⁾ Der Name könnte dänischem Einfluß des 12. Jahrh. entstammen. Früher ist der Name des Klosters „Hilda“ (Eldena) abgeleitet worden von dem der Gemahlin des Klostergründers, Jaromars I. von Rügen. Sie soll Hildegard geheißen haben und eine Tochter König Knuds V. von Dänemark gewesen sein. Das wird jedoch erstmalig bei Geschichtsschreibern des 17. Jahrh. ohne Quellenangabe erwähnt.

²⁾ Karte der vorславischen Ortsnamen in Pommern: H. Bollnow, Die völkerverwanderungszeitlichen Funde in Pommern und das Problem der Slaweneinwanderung, Monatsblätter d. Ges. f. pom. Gesch. u. Alt., 49. Jg. (1935), S. 69. — Karte der lausitzischen Kultur und Burgen in Pommern: Derj., Beiträge zur Kulturgeographie Pommerns, Unser Pommernland, 20. Jg. (1935), S. 200, Karte IV.

Nachdem also Swebenfluß und Viadua sich haben bestimmen lassen, ergeben sich die Wohnsitze der Pharodiner zwischen Chalusos und Oder (Swebos), also in Vorpommern und vielleicht noch Mecklenburg. Man hat versucht, ihren Namen mit „Förde“ in Zusammenhang zu bringen und als „Haffbewohner“ zu deuten. Ihnen schließen sich bis zur Rega (Viadua) die Sidini an. Diese mit dem Ortsnamen Stettin in Verbindung zu bringen, ist eine sprachliche Spielerei; die gelegentlich übliche lateinische Bezeichnung „Sedinia“ ist diesem Ptolemäusnamen der Sidini nachgebildet worden. Vielleicht sind sie mit den Sidones identisch, die im 2. Jahrhundert als Unterabteilung der Bastarnen im Norden der Westkarpathen nachweisbar sind, deren Name als „Rüstenbewohner“ zu deuten wäre. Bevor die Bastarnen nach Rußland und herunter zum Schwarzen Meer zogen (3. Jahrh. vor Chr. Geb.), haben sie vielleicht in Norddeutschland gewohnt und sind die Träger der ostgermanischen Gesichtsburnenkultur im östlichen Hinterpommern und ehemaligen Westpreußen gewesen, deren Wohnsitze dann von den Burgundern und später von den Goten und Rugiern eingenommen wurden. Die Unwesenheit von Bastarnen in Nordostdeutschland läßt sich nur erschließen, nicht aus Nachrichten der Geschichtsschreiber erweisen.

Zwischen den Pharodiner (in Mecklenburg und Vorpommern?) und den Sweben (Semnonen in Brandenburg) wohnen nach Ptolemäus die Teutonen und Uarper. Die zwischen den Rutikliern und Burgunden wohnenden Elvåonen haben wir in der heutigen Grenzmark zu suchen (Karte II).

Die Teutonen wird Ptolemäus irrig in diesen Zusammenhang gebracht haben, da sie nach Jütland gehören. Demnach haben wir in Vorpommern mit Pharodiner und Uarpern zu rechnen, während uns Tacitus dort noch keine Namen überliefert, falls wir nicht die Lemovier westlich von den Rugiern auch noch in Vorpommern wohnen lassen.

Also von Lemoviern und Rugiern schon nach einigen Jahrzehnten keine Spur mehr? Es bleibt merkwürdig, daß schon Ptolemäus von ihnen keine Kunde mehr hat. Doch ein „Lichtblick“ bietet sich: — wenn der Philologe nicht mehr weiter weiß, sucht er den vorliegenden Text zu „verbessern“. Das bleibt zwar grundsätzlich ein Wagnis, aber es finden sich dann die verlorengegangenen Lemovier und Rugier wieder, und erstaunliche Zusammenhänge tun sich auf. Das sind Gedanken eines hervorragenden Kenners germanischer Sprachwissenschaft und Stammeskunde, des Professors Rudolf Much aus Wien, gewesen.

V.

Bevor wir ihm jedoch auf das Gebiet der Hypothesen folgen, sollen die andern seltsamen Zeugnisse des Ptolemäus noch erwähnt werden: — Städtenamen in Norddeutschland! Er gibt für diese Städte sogar recht genau geographische Länge und Breite nach dem Meridian von Alexandria in Aegypten, wo Ptolemäus lebte, an, die er auf Grund von römischen Entfernungstafeln errechnet hat.

Es müssen wohl Namen von bedeutenden Siedlungen sein, denn Städte im römischen Sinne hat es damals im „freien“, d. h. nicht-römischen Germanien nicht gegeben. Auch als Burganlagen kann man sie kaum erklären, da es diese in Norddeutschland, von vereinzelt Ausnahmen abgesehen, erst in der Slawenzeit gibt. Aus der älteren Eisenzeit kennen wir nur ein halbes Dutzend Burgen nördlich von Berlin, aus den Jahrhunderten um Christi Geburt sind jedoch in Nordostdeutschland keinerlei Befestigungsanlagen bekannt geworden. Erst um 500 n. Chr. Geb. sind uns dann Burgen bei den Ostsee germanen durch das angelsächsische Beowulf-Epos und auch durch eine Ausgrabung im Weichseltand bekannt. Wir stehen also mit den „Städten“ des Ptolemäus vor bedeutsamen Rätseln der germanischen Vorzeit.

Folgende Namen hat uns Ptolemäus aus Nordostdeutschland überliefert: Marionis und Kenneum noch im Westen, Alitura und Alisos müssen schon im Gebiet der Pharodiner liegen. An der Küste etwas westlich der Oder(Swebos)-mündung muß Lakiburgium gelegen haben und weiter landeinwärts an der Oder Munitium, östlich der Oder lag dann Virinum und weiter landeinwärts Viritium. Etwas oberhalb der Rega(Viadua)-mündung nennt er Rugium. Hier beginnt auch zugleich das Gebiet der Rutiklier. Weiter südlich lag Skurgum und vielleicht schon im Gebiet der Burgunder Askaulis.

Die Sprachforschung hat sich um diese Namen ohne recht greifbares Ergebnis abgemüht. Im Namen Lakiburgium fällt uns der germanische Endungsstamm =burg auf. Ebenso läßt sich Munitium als lateinische Form für ein germanisches „Burg“ auffassen. Die Lage paßt zu den vorflawischen Oderburgen bei Schöningen und Garz, dessen slawischer Name ja auch „Burg“ bedeutet. Virinum erinnert uns an das Volk der Viruner, das nach Ptolemäus nördlich von den Sweben wohnt. Daß Hellsichtige unter Verdrehung der Lautverschiebung einen sprachlichen Zusammenhang von Viritium und Vhriz gefunden haben, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Das Auffallendste bleibt jedoch der Ort Rugium. Er liegt etwas oberhalb der Rega(Viadua)-mündung. Schon Rankow vermutete, daß es

Rügenwalde sei. Diese Stadt wurde jedoch um 1270 vom Fürsten Wizlaw II. von Rügen begründet und erhielt so ihren Namen. Hier an der Viadua (Rega) beginnen nach Ptolemäus die Rutikler, nach Tacitus können wir in diesen hinterpommerschen Gegenden die Rugier ansehen.

Diese Nachrichten des Ptolemäus stammen aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. Geb. Zur gleichen Zeit lassen die Bodenfunde vermuten,

dieses Volk der „Brandgrubengräber“ als die Burgunder ansprechen.

An deren Stelle in Mittelpommern hätten wir, wenn die Rugier nur etwa bis zur Persante reichen, die taciteischen Lemovier zu erwarten, die ihnen ja westlich benachbart waren. Sie können weiter westlich noch nach Vorpommern hinein gewohnt haben in Gebieten, wo nach Ptolemäus hundert Jahre später die Sibeinoi und Pharoibeinoi saßen.



Karte III

daß die westlichen Rugier im östlichen Hinterpommern bis zur Persante besonders im Küstengebiet gefessen haben, wo wir ja auch die Stadt Rugium zu erwarten haben. Wir brauchen daher auch keinen allzu großen Anstoß daran zu nehmen, wenn die Sprachwissenschaftler bereit sind, den ptolemäischen Namen Rutikleioi als Rugikleioi zu lesen, um so den Zusammenhang mit den taciteischen Rugiern zu finden.

Weiter westlich, zwischen Oder und Persante, haben wir schon vor Chr. Geb. ein anderes Volk mit einer anderen Bestattungsart (Brandgruben- und Brandschüttungsgräber), das von Bornholm herübergekommen zu sein scheint und im 1. und 2. Jahrhundert ins Neze- und Warthegebiet weitergezogen ist, wo Ptolemäus damals die Burgunder kennt. Da nun Burgunder „die Leute von Bornholm“ (früher „Borgundarholm“), bzw. Bornholm die „Burgunderinsel“ bedeutet, können wir getrost

VI.

Der schon oben genannte R. Much hat nun versucht, auch die Lemovier wiederzufinden, die wir nach unsern bisherigen Nachrichten nur durch Tacitus kennen. Er schlägt die Textänderung Lemonii statt Lemovii vor und bringt sie mit dem Volksstamm der Leuonoioi in Verbindung, die Ptolemäus im Binnenlande von „Skandia“ (Skandinavien) nennt. Volksteile müßten dann um Christi Geburt (oder noch früher) ihre schwedische Heimat verlassen und sich, wie die Burgunder, Rugier und Goten, an der deutschen Ostseeküste niedergelassen haben. Der Name dieser Lemovier ließe sich — wie auch der der „Lemminge“, eine nordische Nagetierart — von einem schwedischen Wort für „bellen“ ableiten, so daß die Lemovier den Spottnamen „die Beller“ geführt hätten.

In dem angelsächsischen Widifithlied des 7./8. Jahrhunderts, in dem ein nordischer Sänger seine „Völkerfahrt“ erzählt und dabei Na-

men germanischer Stämme und ihrer Könige aufzählt, die wir aus der germanischen Heldensage aus der Zeit um 500 kennen, nennt er auch die Völker der Glommen und Holmrugier. Erstere heißen so nach einem alten Seekönig Glammi, das altnordisch „Wolf“ und zugleich ebenfalls wieder „Belser“ bedeutet. So würde sich folgende bestehende Gleichung ergeben: die „Leuonoi“ aus Schweden (Ptolemäus) gleich den „Lemonii“ in Pommern (Tacitus) gleich den Glommen (Widsithlied).

Hier ist jetzt die Frage entscheidend, wo die Glommen und die benachbarten Holmrugier (d. h. „Inselrugier“) zu suchen sind.

In der „Gotengeschichte“ des Jordanes (um 550 n. Chr.) heißt es über den Auszug der Goten aus der Insel Scandza (Skandinavien): sie landeten mit ihren Schiffen in einem Lande, das sie Gothiscandza (also das „gotische Skandinavien“) nannten. „Von da rückten sie bald vor in das Land der Ulmerugi (Holmrugier = „Inselrugier“), die damals an den Küsten des Meeres saßen, steckten Lager ab und vertrieben sie aus ihrer Heimat“, dann machten sie sich über ihre Nachbarn, die Vandalen, her. (Karte III.)

Wir sehen hier also, wie die Ulmerugi von den Goten aus ihren (ostpommerschen?) Wohnsitzen vertrieben werden. Da die Goten vermutlich um Christi Geburt im Weichsellande ankamen und dort zu Tacitus' Zeiten also noch gar nicht lange saßen, haben die Kämpfe und die Vertreibung der benachbarten Rugier erst in den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. stattgefunden, in denen sich auch archäologisch eine starke Gotenherrschaft erkennen läßt.

Wir finden also im Widsithlied Glommen und Holmrugier benachbart (Karte IV), wie schon bei Tacitus die Lemonier (= Glommen) und Rugier. Die Ulmerugi des Jordanes (= Holmrugier) haben wir in Ostpommern zu suchen, wo auch die Rutikleioi des Ptolemäus und die Rugier des Tacitus gewohnt haben. Die Lemobii (= Lemonii = Glommen) fehlen bei Ptolemäus, der an ihrer Stelle Sidiner und Pharodiner hat, und bei Jordanes. Ptolemäus kennt nur die alten Wohnsitze der Leuoni (= Lemonii = Glommen) in Schweden.

VII.

Näheres über die Glommen läßt sich aus den nordischen Sagen des Ostseegebietes enthüllen. Der Widsithsänger erzählt von Hedin, dem König der Glommen, der dem König der Holmrugier, Hagen, seine Tochter Hilde entführte. Eine schwere Seeschlacht fand zwischen beiden Königen statt.

Die Ereignisse und Personen begegnen uns später an vertrauterer Stelle wieder, nämlich

in den Hilde- und Gudrunssagen des Gudrunliedes. Eine späte Fassung der Sage verlegt den Schauplatz der Seeschlacht zu den schottischen Orkaden; eine ältere Fassung des Liedes finden wir bei dem für die germanische Sagen Geschichte und für die vorpommersche Frühgeschichte (Urkona, Garz, Wollin usw.) gleich wichtigen Dänen Sazo Grammaticus (um 1200). Er berichtet, daß die Schlacht bei der Insel Hithinsö stattfand, d. h. „die Hedinss-Insel“, die ja bis heute im Namen Hiddensö die Erinnerung an den Lemonier-Glommenkönig Hedin bewahrt hat.

Andere Teile der alten Hildesage leben in der Sage von Helgi, dem Hundstötter (um 1100), nach, der wie Hedin ein „Wülfiug“, ein „Glomme“ war. Er sammelt seine Flotte zu einem Kriegszuge gegen den Langobardenfürsten Hunding im Dersafund, d. h. „Sund der Pfeile“. Heute kennen wir nur noch die slawische Form Strela-Sund und Stralsund!

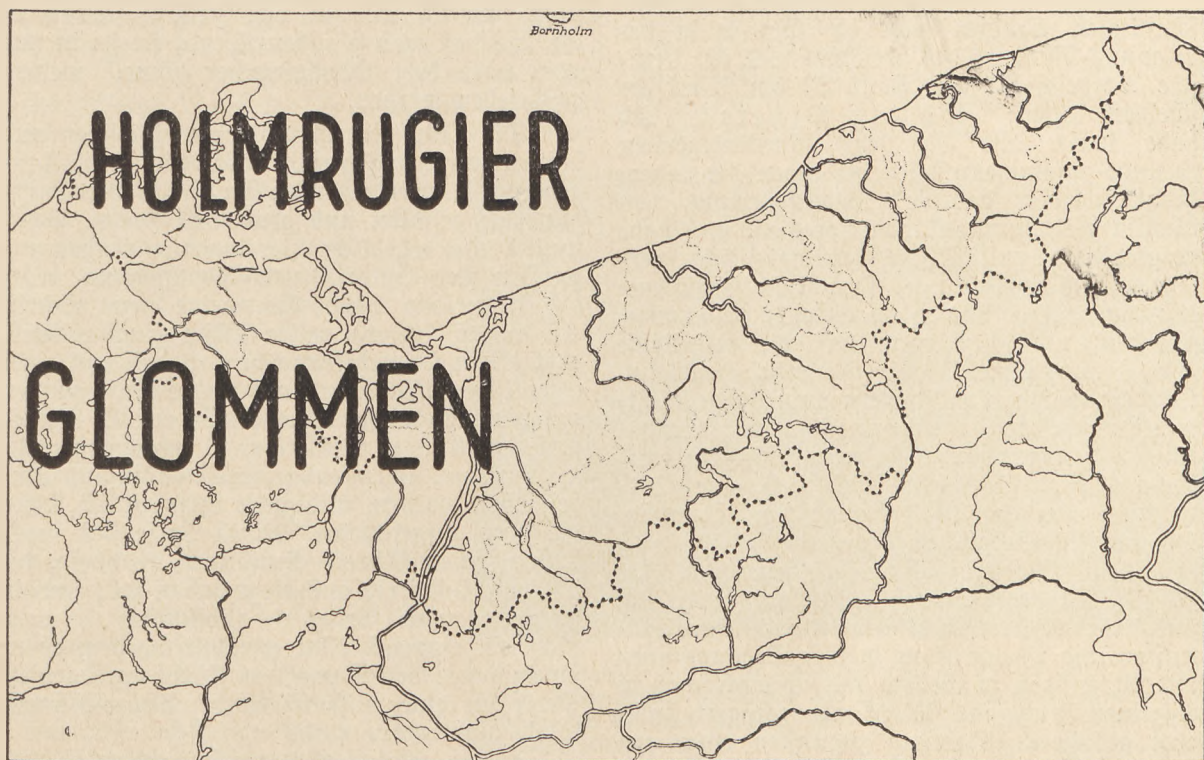
Die Heldensagen des Nordens, in denen sich Ereignisse des 6. Jahrhunderts spiegeln, kennen also Glommen (Lemonier) und Rugier in Vorpommern bzw. auf Rügen, dessen Name ja auch noch die Erinnerung an die Rugier (Holmrugier) bewahrt. Daraus würde sich ergeben, daß vielleicht im 2. Jahrhundert Teile der Rugier ihre hinterpommersche Heimat, von den Goten bedrängt, verlassen haben und nach Rügen gezogen sind, die andern Rugier sind noch vor 400 südwärts gezogen und suchen im 5. Jahrhundert in Italien einzudringen, bis sie sich in „Rugiland“ an der mittleren Donau niederlassen. An der Spitze einer Rugenschar stürzt Odoakar im Jahre 476 den letzten römischen Kaiser vom Thron.

Die Archäologie hat einzelne Verbindungen von Hinterpommern und Rügen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten festzustellen gemeint. Um 400 hören rügensche Funde bis zur Slawenzeit des 9. Jahrhunderts überhaupt auf. Die bisherigen Funde reichen jedoch noch nicht aus, aus ihnen eine „rugische“ Wanderung von Hinterpommern nach Rügen zu erschließen, so daß bisher die Namen die einzigen Anhaltspunkte sind. Und auch da soll nicht verhehlt werden, daß zahlreiche Einwände bestehen bleiben. Der Name Rügen braucht nicht unbedingt auf die Rugier zurückzugehen, kann — wie vielleicht auch Hiddensee — spätere Gelehrtenbezeichnung sein (wie z. B. auch der „Seutoburger Wald“); ferner lassen sich die Glommen-Holmrugiersagen zur Not auch an der norwegischen Küste lokalisieren, und es sei noch einmal daran erinnert, daß dieses so geistvolle Gedankengebäude der Gleichsetzung von Lemonii-Leuoni-Glommen und Rutikleioi-Rugii sich auf zwei Textverbesserungen gründet.

VIII.

Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller und germanische Heldensagen beweisen uns also, daß bis ins 6. Jahrhundert germanische Stämme an der südlichen

Heldensagen. Erst im 8. Jahrhundert haben wir die erste Kunde von Slawen in Nordostdeutschland durch Kämpfe Pippins und Karls des Großen, was auch mit den ältesten slawischen Funden in Einklang steht.



Karte IV

Ostseeküste gewohnt haben. Auch die germanischen Funde reichen in Pommern bis in diese Zeit. Die zahlreichen spätgermanischen Goldfunde spiegeln die germanische Freude am „Hort“ wieder, wie wir sie ebenfalls aus der Heldensage kennen. Auch die Wikingersagen künden noch von dem einstigen Goldalter.

Von Slawen ist in dieser Zeit im Ostseegebiet noch nirgends die Rede; wo sie in den nordischen Sagen auftauchen — z. B. bei Sarg Grammaticus als Mitkämpfer der Bravallaschlacht —, handelt es sich um spätere Einschübe, und die Eindrücke der Wikingerzeit und der Wendenzüge im 12. Jahrhundert finden Eingang in die Nacherzählungen der alten

Schrifttum.

Wilhelm Capelle, Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller (= Frühgermanentum I). Jena, 1929.

Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde (Sammlung Götschen Nr. 126). 3. Aufl. Berlin u. Leipzig, 1920; ders., Germanische Stämme in Ostdeutschland im klassischen Altertum (= W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden, Breslau, 1926, S. 101 ff.).

Walter Baetke, Vorpommern und Rügen in germanischer Frühgeschichte und Heldensage, Baltische Studien N. F. 33. Jg. 1. Heft (1931) S. 1 ff.; ders., Hiddensee als Zeugnis germanischer Heldensage, Unser Pommerland, 18. Jg. (1933), S. 129 ff.

Robert Holsten, Ilthriiche Fluß- und Ortsnamen in Pommern, Monatsblätter, 46. Jg. (1932), S. 1 ff.

Martin Wehrmann, Die Germanen Pommerns in vor-slawischer Zeit, ebd., 11. Jg. (1897), S. 99 ff.

Die Jagd nach Vineta

Eine wirkliche Antwort auf eine vorgebliche „Antwort“

Von Prof. Dr. Richard Hennig, Düsseldorf

Auf Grund von über 30 jährigen wissenschaftlichen Studien habe ich kürzlich in der Mannus-Bücherei des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte als Band 53 ein Werk erscheinen lassen: „Wo lag Vineta?“ Ich habe darin alle die sehr schwerwiegenden Gründe zusammengestellt, die gegen die neuerdings wieder beliebte Identifizierung von Wollin mit Sumne-Vineta sprechen, und habe geographische, militärische, quellenkritische, verkehrswissenschaftliche und sprachliche Erwägungen von denkbar schwerstem Gewicht zusammengetragen, um darzulegen, daß die altbeliebte Gleichsetzung keinesfalls zu Recht bestehen kann. Von Geographen, Historikern und Vorgeschichtlern mit bekannten Namen sind mir Neußerungen zugegangen, daß meine Beweise unbedingt „schlüssig“ seien und daß eine Entkräftung oder gar Widerlegung wohl kaum im Bereich des Möglichen liege.

Dennoch habe ich nicht behauptet, der Weisheit letzten Schluß gefunden zu haben, und stehe selbstverständlich jeder sachlichen Diskussion und Nachprüfung meiner Behauptungen mit Vergnügen zu Gebote, wie ich auch schon in einzelnen früheren Fällen nie gezögert habe, eine geäußerte Meinung zugunsten einer anderen, besseren aufzugeben, sobald diese einleuchtend bewiesen wird. Im Jahrgang 1933 dieser Zeitschrift habe ich meine Ansichten zur Vinetafrage dargelegt, für die das neue Buch „Wo lag Vineta?“ nun das wissenschaftlich tragfähige Rückgrat zu liefern berufen ist. Ich kann daher in diesem Zusammenhang wohl davon absehen, meine Thesen im einzelnen nochmals auseinanderzusetzen.

Ende September 1935 ist mein Buch erschienen. Schon im Oktober kam als „eine Antwort an den Prof. Dr. R. Hennig in Düsseldorf“ eine kleine Schrift „Die Jagd nach Vineta“ von Robert Burkhardt heraus. Ich nehme an, daß diese an sich recht fleißige und belehrende Schrift schon fertiggestellt war, als mein Buch herauskam, denn von zwei kurzen Absätzen auf S. 72/3 und 82/3 abgesehen, ist in der 84 Seiten starken Schrift von meinem Werk und meinen Beweisen überhaupt nicht die Rede.

Mit Burkhardt hatte ich schon 1925 im Vineta-Kapitel meines Buches „Von rätselhaften Ländern“ eine kleine Kontroverse, da er in dieser Zeitschrift 1921, S. 224 ff., die allzu kühne und völlig unhaltbare These aufgestellt hatte, daß die Oder im Mittelalter vielleicht noch ein Duzend Mündungen gehabt habe. Er ist infolgedessen offenbar nicht ganz unvorein-

genommen an meine Schrift herangegangen, scheint sie überhaupt nur im letzten Augenblick noch rasch in eine schon fertige Arbeit mitaufgenommen zu haben; denn nach dem Erscheinen meiner Schrift kann Burkhardts Broschüre bestimmt nicht erst abgefaßt worden sein; es steckt nämlich viel zu viel fleißige Arbeit in ihr, als daß man glauben könnte, sie sei in nur zwei oder drei Oktoberwochen schnell niedergeschrieben worden.

Die kleine Schrift gibt einen hübschen und dankenswerten Ueberblick, wie die Auffassungen zur Vinetafrage sich im Laufe der Jahrhunderte gestaltet und gewandelt haben, wobei freilich eine erhebliche Voreingenommenheit zugunsten der Julin-Vineta-Gleichsetzung deutlich bemerkbar wird. Da meine neue Schrift erst auf S. 72 zum ersten Male genannt wird, geht allein schon hieraus hervor, daß von einer eigentlichen „Antwort“ auf meine Darlegungen gar keine Rede ist. Eine Stelle auf S. 39, die mich mit Konrad Müller u. a. zusammen nochmals nennt, ist offenbar erst nachträglich eingeschoben worden, und zwar versehentlich, denn die dort aufgeführten Vineta-Verse des mecklenburgischen Ritters Ernst von Kirchberg, die ich angeblich irrig ausgelegt haben soll, sind in meiner ganzen Arbeit — absichtlich — auch nicht ein einziges Mal erwähnt worden, ebensowenig wie der Name des Kirchberg, da diese Verse für eine wissenschaftliche Beweisführung total unbrauchbar sind!

Eine „Antwort“ auf meine Darlegungen kann ich in Burkhardts Broschüre also keinesfalls erblicken und möchte gegen die Behauptung des Vorworts, meine Schrift habe diese Antwort „fast zwangsläufig erforderlich“ gemacht, ausdrücklich protestieren. Die 1½ Seiten auf S. 82/3, die sich allein mit meiner neuen Schrift befassen, sind unverkennbar einer schon fertigen Arbeit einfach angeflickt worden. Die Nachstelle ist zudem am Schluß von S. 81 deutlich erkennbar.

Von allen meinen schwerwiegenden Einwänden gegen die Julin-These hat Burkhardt nur einen einzigen, und zwar den wohl belanglosesten, herausgegriffen. Ich hatte meine Verwunderung geäußert, daß Adam von Bremen die Bewohner seines Sumne als überaus gastfrei und zuvorkommend gegen Fremde hinstellt, während nur 50 Jahre später Bischof Otto von Bamberg die Einwohner von Julin (das doch — angeblich — dieselbe Stadt war) als grausam, barbarisch und fremdenfeindlich schildert, und im Anschluß daran gefragt, ob beide Beschreibungen sich wohl auf die gleiche Stadt beziehen können. Burkhardt meint nun, auf diese Frage bejahend antworten zu dürfen, weil der Charakter der Bewohner sich durch schwere Kriegserlebnisse inzwischen geändert haben könne. Die Begründung ist wenig über-

zeugend, mag jedoch immerhin gelten, denn gerade dieser Punkt meiner Beweisführung ist viel zu unwesentlich, als daß ich mich darauf versteife. — Aber warum geht denn Burkhards vorgebliche „Antwort“ auf meine Schrift nicht auf die außerordentlich viel gewichtigeren Belege für meine Beweisführung ein? auf die geographischen, historischen und textkritischen Nachweise, daß die Diebenowmündung zu keiner Zeit je von Seeschiffen befahren werden konnte, daß sogar die an sich bessere Swinemündung eine gefährliche und nur ausnahmsweise, *faute de mieux*, im 12. Jahrhundert benutzte Wasserstraße war? daß nachweislich im selben Jahrhundert keine einzige gute Landstraße Julin mit irgendeinem Nachbarland verband? daß bis 1514 keine zeitgenössische Quelle, keine Chronik auch nur ein Wort darüber verlauten läßt, daß in dem oft genannten und gut bekannten Julin-Wollin jemals ein Rauffahrtei-Seeschiff erschienen sei? daß eine Festung an der Nordostecke des Haffs (die Tomsburg), gleichviel ob sie das Land stützen oder in Botmäßigkeit halten sollte, militärisch eine schlechthin unsinnige Anlage gewesen wäre, da sie überaus leicht um-

gangen werden und somit günstigstenfalls nur ganz eng begrenzte, lokale Bedeutung haben konnte? Wenn heute die deutsche Marineleitung zum Schutz der Swinemündung den Bau einer Festung in Wollin anordnen wollte, so würde man mit vollem Recht sagen: „Die Leute sind verrückt“. Die Dänen des 10. Jahrhunderts müßten ebenso charakterisiert werden, wenn sie ihre Tomsburg in Wollin erbaut hätten!

Auf diese und wohl ein Duzend ähnlich gewichtige Fragen ist Burkhardt die Antwort einfach schuldig geblieben — offenbar weil er eine schon fertige Schrift nicht nochmals völlig umzuarbeiten wünschte. Somit sind denn auch einige Behauptungen stehen geblieben, wie sie eigentlich nach der Publikation meiner Schrift in einer Vineta-Schrift nicht mehr erwartet werden sollten. Auf S. 7 ist z. B. zu lesen, im Mittelalter seien Peene, Swine und Diebenow niemals als Oder-Arme angesehen worden. Was schreibt aber Sarg p. 859 (Holder S. 588): daß die Oder drei Arme ins Meer entsendet! Wie reimt sich dies? Auf S. 9 wiederholt Burkhardt ferner die alte Giesebrecht'sche Verlegenheits-Phantasie, daß der von Adam von Bremen erwähnte „Vulkanstopp“ in Jumne vermutlich auf den Hekla in Island zu beziehen sei. Dabei glaube ich

diese Frage in einer Weise, die völlig unabhängig vom Vineta-Streit ist, durch Adams Hinweis auf die von Solinus erwähnten Leuchfeuer (pharus) und ihre Gleichsetzung mit dem „Vulkanstopp“ denkbar einfach geklärt zu haben. Auch die wildesten Julinomanen vergeben sich nichts, wenn sie diese geradezu selbstverständliche Deutung auf eine Leuchtbake im Hafen von Jumne ruhig annehmen! Wenn Burkhardt auf S. 13 im Fettdruck feststellt: „Neben Julin-Wollin und Usedom gab es 1124 und



Vorstürmungsstürme brausen aus Nordwest über die Dünen östlich von Stolpmünde. Winterwelkes Dünen gras und abgekämpfte Kiefern zeugen von der Heftigkeit des Kampfes zwischen Sturm und Pflanzenwelt. Im Hintergrunde das schaumgekrönte Meer
Aufn. Ulwin Brose, Stolpmünde

1128 überhaupt keine Stadt auf den Oderinseln“, so unterschreibe ich dies vorbehaltlos. Dagegen begeht er einen bösen Trugschluß, wenn er unmittelbar darauf fortfährt: „und Julin-Wollin ist dieselbe Stadt, die ca. 1070 von Adam von Bremen Jumne . . . genannt wird“. Gerade dies müßte ja doch erst bewiesen werden, nachdem ich eingehend darauf gezeigt habe, daß so gut wie sicher der erste Herausgeber des Sarg in der unbekümmerten Weise des 16. Jahrhunderts von sich aus den Stadtnamen Julinum an allen Stellen eingefügt hat, an denen voraussichtlich ursprünglich ein ganz anderer Name stand. In der ersten Ausgabe des Adam von Bremen von 1595 ist ja ebenfalls überall Adams „Jumne“ in Julinum „berichtigt“ worden! Sollte allein die verlorene Handschrift des Sarg gegen solche weitherzigen „Verbesserungen“ der Bearbeiter des 16. Jahrhunderts gefeit gewesen sein? — Zum Ueberfluß wiederholt Burkhardt auch noch die von Hofmeister aufgebrachte sprachliche Ungeheuerlichkeit: „Was die Dänen Jum oder Tom nannten, nannten die Wenden Julin und später Wollin“ (S. 36). Dabei habe ich ein ganzes Kapitel dem mit Autoritäten der slawischen Sprachen zusammen erarbeiteten Nachweis geliefert, daß gerade Jum-Tom ein sla-

wisches Wort ist und daß mit dieser Vokabel zusammengesetzte Orts- und Landschaftsbezeichnungen noch in der heutigen deutschen Geographie als Ueberbleibsel slawischer Zeit oft zu finden sind! Ebenso habe ich gezeigt, daß Wollin eine bewußte christliche Umwandlung des „heidnischen“ Namens Julin ist, die erst im Jahre 1140 aufkam. Alle diese Nachweise existieren für Burkhart nicht, oder sie waren ihm bei Abfassung seiner Schrift noch nicht bekannt. Aber wie kann er diese dann eine „Antwort“ nennen?

Auf alle genannten und sehr viele andre wirklich gewichtige Ausführungen meines Buches geht Burkhart auch nicht mit einem einzigen Wort ein! Statt dessen fertigt er meine verkehrswissenschaftlichen Darlegungen in einer wirklich nicht eben sachkundigen Weise ab, indem er kurzerhand (S. 82) vom „weiten Mantel der Verkehrswissenschaft mit allen seinen unbewiesenen Voraussetzungen, ungreifbaren Möglichkeiten und einseitigen Folgerungen“ spricht und jede Auseinandersetzung über die von mir aufgeworfenen verkehrsgeographischen Einwände einfach ablehnt. Wahrlich, eine solche Art der „Antwort“ ist bequem! Ich möchte aber auf Grund von jahrzehntelangen Spezialforschungen Herrn Burkhart erklären, daß die Gesetze des menschlichen Verkehrs auf Erden genau so fest und ausnahmslos dastehen wie irgendwelche Naturgesetze im Weltall. Es gibt da keine „unbewiesenen Voraussetzungen und ungreifbaren Möglichkeiten“, sondern vollkommen klare und unmißverständliche Regeln, die keine Ausnahme kennen! Alle die tausendfach bewiesenen und ausnahmslos überall auf Erden instinktiv beachteten Gesetze, denen die Anlage der führenden Seehäfen auf Erden gehorcht, wären restlos auf den Kopf gestellt, wenn Julin-Wollin je eine führende Stellung in der Ostseeschifffahrt innegehabt hätte! Ich erkläre eine solche mit allem Nachdruck, der kein Kompromiß kennt, aus meiner innersten verkehrswissenschaftlichen Ueberzeugung heraus für eine bare Unmöglichkeit!

Allen den Anhängern der Julin-These, mit denen ich seit Jahren wieder und wieder korrespondiert habe, ist durch mich immer aufs neue erklärt worden: ich bin bereit, Eure Julin-Theorie sofort anzuerkennen, wenn ihr mir eine Voraussetzung erfüllt. Weist mir nach, wie Seeschiffe nach Julin auf einem andren Wege als über die Peene hingekommen sein sollen! Wohl ein Duzend Mal habe ich in Druck und Schrift diese Forderung erhoben. Niemand hat bis heute auch nur den Versuch gemacht, meiner Forderung zu genügen! Dieser Forderung kann eben nicht entsprochen werden, da an der Unschiffbarkeit von Swine- und Diebenowmündung im 10. und 11. Jahrhundert nun einmal nicht zu rütteln ist und ein See-

schiffsverkehr auf der Peene unter gar keinen Umständen jemals Wollin als Fahrtziel aufzusuchen vermochte. Ein (hypothetischer) Kaufahrteischiffs-Verkehr auf der Peene konnte nur Stettin oder allenfalls Wolgast als „meerfernen“ Seehafen wählen, niemals Wollin. Das ist so sicher wie zweimal zwei gleich vier ist! Mag in Wollin ausgegraben werden, was will — dieses Gesetz ist einfach nicht umzustößen!

Und im übrigen: die Runkelschen Ausgrabungen in allen Ehren! Sie haben uns reizvolle Einblicke in die kulturellen Verhältnisse des Odermündungsgebietes im 10. und 11. Jahrhundert vermittelt. Nur fehlt ihnen das, worauf es bei der Vineta-Frage eigentlich ankommt! Es sind bei Wollin seit Jahrhunderten zahlreiche arabische Silbermünzen gefunden worden, aber niemandem ist es je eingefallen, daraufhin zu behaupten, hier habe eine arabische Stadt oder gar eine arabische Festung gelegen. Aber es ist in insgesamt 7 Ausgrabungsjahren bis heute noch nicht eine nordische Münze (von einer als Schmuck verarbeiteten Haithabu-Münze abgesehen) gefunden worden! Und trotzdem soll dieses Fehlen nordischer Münzen beweisen, daß hier eine nordische Handelsstadt und eine nordische Festung gelegen haben? Man wird zugeben müssen, daß dieser Gedankengang nicht eben als logisch angesprochen werden kann. Daß neuerdings nordische Stabbauweise in Wollin ermittelt worden ist, mag interessant sein — aber was beweist es für unsere Frage nach dem „großen Seehafen“ Summe? Nichts! Daß manche nordische Einflüsse ins Wendenland gelangt sein mögen, bestreitet kein Mensch. Und ich glaube, wenn man in Stettin oder Ramin oder Wolgast oder Usedom den Boden ähnlich gründlich durchwühlen würde wie jetzt in Wollin, würde man dort auch genau dieselben Entdeckungen bezüglich vereinzelter nordischer Einflüsse machen können! Daß aber alle deutlichen Handels-Spuren bislang fehlen (von den arabischen Münzen abgesehen, die man aber an einigen hundert andren Fundstellen im Ostseegebiet genau ebenso ermittelt hat!), ist doch schließlich nicht zu bestreiten: es fehlen die nordischen Münzen, es fehlen alle Spuren eines Verkehrs von See- (nicht Hoff-) Schiffen; kein großer Hafen ist auffindbar, und — die mittelalterlichen Urkunden und Chroniken schweigen restlos von einem Verkehr von See-Handelschiffen in Julin!. Kann dies wirklich alles Zufall sein?!

Daß Julin eine recht große Stadt für jenes Zeitalter war, beweist nichts dagegen. Auch Rungholt auf Nordstrand war im Mittelalter ein auffällig großer Ort und hatte dennoch für den Fernhandel des Zeitalters gar keine Bedeutung! Und im übrigen ist nun mal nicht zu

bestreiten, daß im Jahre 1124 Stettin älter, vornehmer und vor allem auch größer als Tulin war — des Otto von Bamberg Biographie gestattet keinerlei Zweifel hieran! — und dennoch soll Tulin der Seehafen von überragender Bedeutung, das unendlich besser dafür geeignete Stettin aber ein unbedeutendes „Raff“ gewesen sein? Bedeutet diese Annahme nicht eine Vergewaltigung aller Logik, aller verlässlichen literarischen Ueberlieferungen, aller verkehrsgeographischen Naturgesetze, aller Ergebnisse der in Wollin gemachten Funde — zugunsten einer *petitio principii*?

Die Burkhardt'sche Broschüre bringt nichts, gar nichts, was diese Feststellungen erschüttern könnte. Sie ist warm zu begrüßen als eine durchaus erfreuliche Uebersicht über die Entwicklung der Vinetafrage und eine, wie schon gesagt, fleißige und dankenswerte Zusammenstellung. Eine „Antwort“ auf meine Vineta-Studie, die, wie gesagt, auf 30 jähriger Arbeit beruht, oder gar eine Widerlegung der von mir geltend gemachten Bedenken aber vermag ich in der Burkhardt'schen Schrift wahrhaftig nicht zu sehen. Falls sie sich wirklich einbildet, eine solche Antwort zu sein, so hat sich der Verfasser die Arbeit doch etwas zu leicht gemacht. Eine wirkliche „Antwort“ muß anders aussehen! Sie muß vor allem — dies ist meine oberste Forderung! — zunächst einmal den überzeugenden Beweis führen, auf welchem Wege die hypothetischen Tulinser Seeschiffe zur Ostsee gekommen sein sollen! Hic Rhodus, hic salta!

Der Weg des Bauerntums in Pommern

Von Konrad Maß

Ueber die Zeit, die vor der Wiedergewinnung des ostelbischen Gebiets für das Deutschtum liegt, sind wir nur spärlich unterrichtet. Doch bezeugen die Bodenfunde, die wir der „Wissenschaft des Spatens“ verdanken, daß schon in der jüngeren Stein- und in der Bronzezeit Ackerbau getrieben wurde, daß unsere Getreidearten zumeist schon gebaut und auch unsere Haustiere gezüchtet und zur Arbeit benützt wurden. Die Bewohner waren früh seßhaft geworden, Viehzucht und Landwirtschaft in Verbindung mit Jagd und Fischerei bildeten ihre Hauptbeschäftigung. Zur Zeit des Caesar und Tacitus waren die Bewohner Germanen.

Die Verhältnisse im Norden Deutschlands unterschieden sich nicht wesentlich von denen im übrigen Deutschland. Wald und Weide, Wasser und Wege, Wiesen, Ries-, Lehm- und Sandgruben standen als „Allmende“ im Eigentum der Markgenossenschaft; Hof, Garten und Haus bildeten das „Allod“ (Odal) und gehörten der

Sippe, während sich an der beweglichen Habe einschließlich des Viehes früh ein Sondereigentum („Feod“, daher das Wort feudal, Feudalismus) herausbildete. Alle, auch die größeren Besitzer waren dem Flurzwang unterworfen: Art und Zeit der Bebauung und der Ernte wurden dem einzelnen von der Genossenschaft vorgeschrieben.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kam unter die germanischen Stämme jene gewaltige Bewegung, die wir unter dem Namen Völkerwanderung zusammenzufassen pflegen. Auch der Norden wurde von ihr ergriffen. Die alten Bewohner des Landes wanderten aus, neue Stämme folgten und verschwandten, bis endlich, von Osten sich heranzwölzend, die slawischen Stämme, gleichfalls arischen Blutes, das Land besetzten. Das ganze Gebiet östlich der Elbe wurde von ihnen überflutet. Die Häuser lagen meist in Dörfern zusammen, in eng geschlossenem Kreise um einen freien Platz, „Rundlinge“ genannt, aber auch Einzelhöfe und Dörfer mit zwei parallel laufenden Häuserreihen kamen vor. Das Land wurde mit dem hölzernen Hakenpfluge bestellt, das Getreide mit Handmühlen bearbeitet. Neben Jagd und Fischerei, Ackerbau und Viehzucht wurde die Bienenzucht eifrig betrieben. Die Namen der Ortschaften zeugen von scharfer Naturbeobachtung. Es sind zum großen Teil dieselben, die sich bis heute erhalten haben; man erkennt die meisten an den auf das Eigentumsverhältnis hindeutenden Endungen *ow*, *ih* und *in*, mit denen oft ein Eigenname verbunden ist.

Das 12. Jahrhundert brachte dann durch die Missionsreisen des Bischofs Otto von Bamberg (1124, 1127) die im Auftrage Polens durchgeführte Christianisierung Pommerns. Hiermit wurde freilich nur der Grund zum späteren Christentum gelegt, das Volk blieb noch lange, namentlich in Ostpommern, den alten Göttern treu. Und dann setzte die Wiedereindeutschung ein, die sich im 13. und 14. Jahrhundert vollzog. Es waren Niedersachsen, Friesen, Holländer, hauptsächlich aber Rheinländer und Westfalen, die in Norddeutschland einwanderten. Ein tatendrohes Geschlecht, oft nachgeborene Bauernsöhne, die daheim keine ausreichende Beschäftigung fanden. In größeren oder kleineren Scharen, auf Wagen Weib, Kind und fahrende Habe mit sich führend, zogen sie heran, rodeten Wälder, entwässerten Sümpfe und Moore, wandelten öde Strecken in fruchtbares Ackerland. Meist ging die Besiedelung so vor sich, daß der zur Anlage eines Dorfes bestimmte Grund und Boden einem Unternehmer (Locator) übergeben und von ihm unter die Genossen verteilt wurde. Anfangs von Abgaben befreit, hatten die Siedler später an den Grundherrn einen mäßigen Zins und eine

mäßige Naturalabgabe zu leisten. Der Unternehmer erhielt gewöhnlich einen größeren Besitz und bekleidete das Schulzenamt, das die niedere Gerichtsbarkeit mit umfaßte. Die slawischen Bewohner wanderten teils aus, verschmolzen sich auch wohl durch eheliche Verbindung mit den germanischen Einwanderern. Oft schloß sich eine neue Siedlung auch an eine alte slawische an und erhielt dann das Beiwort Deutsch oder Groß, während dem slawischen Teil das Beiwort Wendisch oder Klein angefügt wurde.

Dieser Zug deutscher Bauern wurde von den Fürsten und Bischöfen warm gefördert, oft veranlaßt. In Pommern war es namentlich Barnim I., der Gute (1220—78), der sein Land dem Strome deutscher Siedler erschloß, Städte und Dörfer mit deutschem Recht gründete. Allein in Vorpommern wurden auf frisch gerodetem Gelände 140 Dörfer gegründet, die meist an der Endung „hagen“ zu erkennen sind (abgeleitet von Hag = umzäunter Platz). So wurden weite, durch die langen Kriege leer und öde gewordene Strecken der Kultur erschlossen. Auch deutsche Adlige folgten dem Ruf der Fürsten und dem Zuge der Zeit und siedelten sich inmitten der Bauern an. Diese Besiedelung hatte auch eine politische Bedeutung: 1181 waren die bisher dem Polenkönige lehnspflichtigen Herzöge von Friedrich Barbarossa eigenhändig belehnt worden; Barnim sicherte die Grenze gegen Polen, das durch weite, menschenleere Wälder von Pommern getrennt war, durch diesen Wall deutscher Bauern.

Daß die Fürsten den Zug deutscher Siedler begünstigten — nicht etwa nur in Pommern, vielmehr finden wir überall in Ostdeutschland die gleiche Erscheinung — ist erklärlich: der deutsche Bauer war intelligenter und tüchtiger, und bald mußte der leichte wendische Haken dem schweren deutschen Pfluge weichen, was eine eindringlichere Behauung und Ausnutzung des Bodens und damit auch höhere Abgaben im Gefolge hatte. Die Deutschen brachten die Dreifelderwirtschaft, die seit der Karolingerzeit die herrschende Wirtschaftsform war, mit: Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache wechselten miteinander ab.

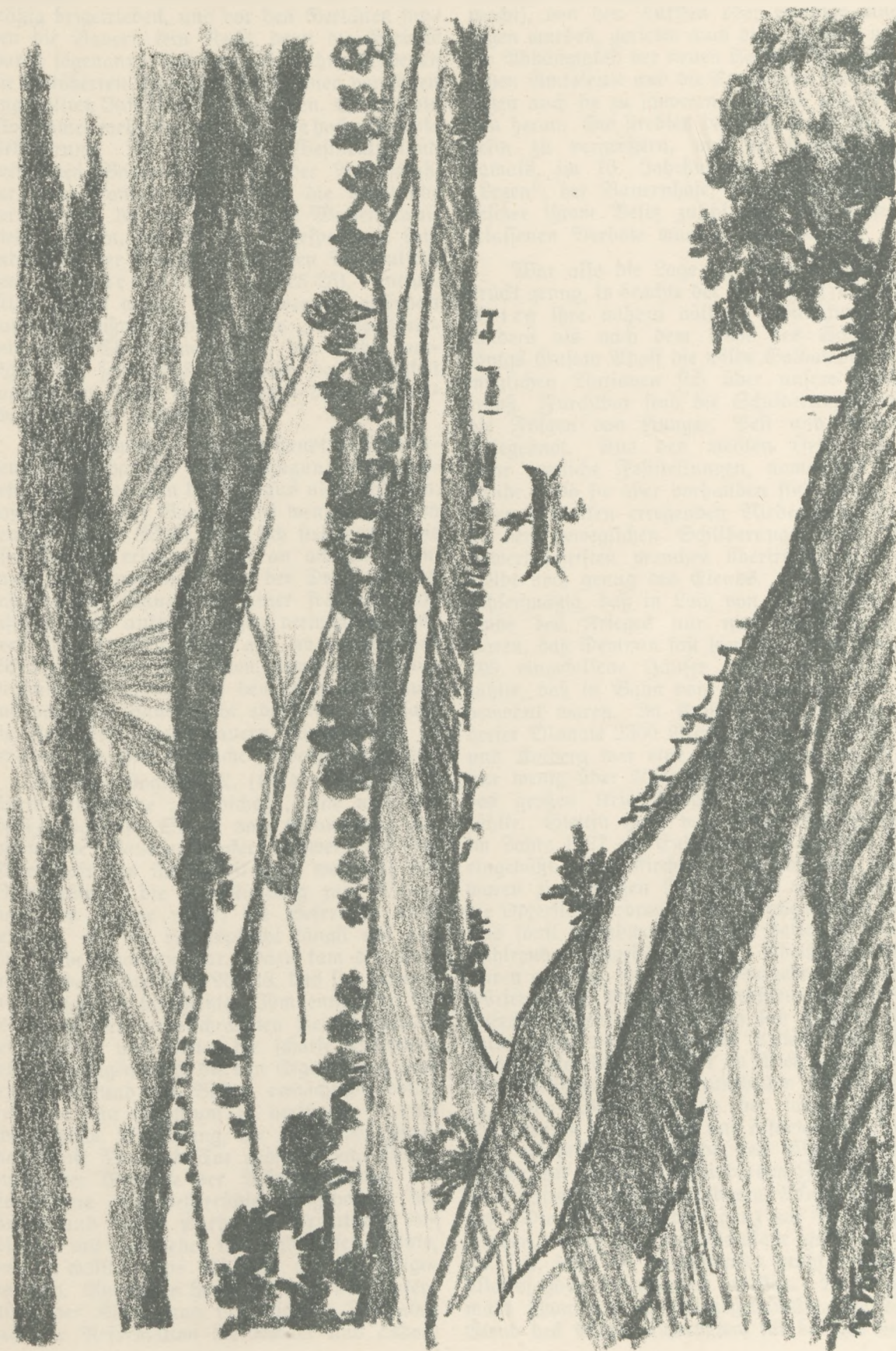
So wurde das Land in Verbindung mit dem fortschreitenden Christentum eingedeutscht. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Bauern war durchaus günstig. Thomas Ranow, der älteste Geschichtsschreiber Pommerns, bezeugt: „Die Bauern stehen in diesem Lande wohl und sind reich, daher es kommt, daß sie sich als frei achten und dem gemeinen Adel nicht nachgeben wollen“. Wir finden auch, daß verarmte Edelfräulein sich mit einem Bauern vermählten.

Von besonderer Bedeutung für die Landwirtschaft wurden die Feldklöster, von denen Dargun, Kolbacz und Eldena als die ältesten

genannt seien. Die Zisterzienser haben sich um die Kultivierung des Landes besondere Verdienste erworben: ihre Klöster wurden Musterstätten für Ackerbau, Gartenwirtschaft und Mühlenbau. Sie wurden bald Großgrundbesitzer, die nun in ihrem eigenen Interesse zahlreiche Kolonisten ansetzten, teils als Pächter, teils als Arbeiter.

Die so entstehenden neuen Dörfer behielten entweder die alten slawischen Benennungen bei oder erhielten deutsche Namen (Neuendorf, Neuenkirchen, Schönfeld, besonders die häufig vorkommenden Namen auf hagen, die meist mit einem Namen verbunden wurden: Jakobs-hagen, Bartmannshagen, Uchtenhagen, Langenhanshagen usw.). Die Bauern saßen im allgemeinen nach Schweriner, also deutschem Recht, das ihnen freies Eigentum am Hofe „auf ewige Zeiten“, persönliche Freiheit, Freizügigkeit und feste Bemessung ihrer Abgaben gewährte. Nur in Hinterpommern, wo sich eine stärkere Zahl slawischer Bauern hielt, galt oft das slawische Recht, das die ihm Unterworfenen zu Grundhörigen machte. Später gelang es dem Deutschen Ritterorden, der in seinem Gebiet eine großzügige Kolonisation durchführte, das 1310 gewonnene Land Pomerellen, den östlichsten Teil Pommerns, mit deutschen Städten und Bauern zu durchsetzen.

Wenn das freie und erbliche Eigentum den Bauern bei ihrem Einzuge auch vertraglich zugesichert war, so sehen wir doch, daß die Grundherren sich früh bemühten, die Rechte der Bauern einzuschränken, was oft zu ersten Streitigkeiten führte. Der Besitz der Landesherren wurde durch Landvögte verwaltet, die naturgemäß bestrebt waren, möglichst viel aus den Bauern herauszupressen, um Mittel zur Bestreitung des Hofhalts und zu den Kosten der dauernden Kriege zu gewinnen. Sie versuchten, was wir mehr oder weniger in ganz Deutschland beobachten, die Rechte der Bauern, zumal an der Almende, zu beschneiden. So kam es, daß die Bauern an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung, der seit Entstehung der Städte zu beobachten war, nicht teilnahmen, während er die Bürger freier und reicher machte. Die Ansprüche der Grundherren wurden bei dem wachsenden Wohlstande immer höher geschraubt, und die Lasten, die ihnen die immer üppiger werdende Hofhaltung der Fürsten auferlegte, wurden auf die Bauern abgewälzt. Viele Großgrundbesitzer begaben sich auch an den Hof des Fürsten, setzten auf ihren Gütern Pächter oder Verwalter ein, die die „Hinterlassen“ schröpften. Auch unter der Jagdlust der Herren hatten die Bauern schwer zu leiden, jeder Wildfrevler wurde hart bestraft, die Aecker durch das überhand nehmende Wild und die Jagd selbst verwüstet. Die Fronen wurden den Bauern nach dem immer mehr ansteigenden



Bedürfnis der Herren auferlegt und zwangsmäßig begetrieben, und vor den Gerichten fanden die Bauern kein Recht, denn die Gerichte waren sogenannte Patrimonialgerichte, bei denen die Gutsherren selbst oder durch einen von ihnen angestellten Justiziar Recht sprachen. So stieg die Not immer mehr und erzeugte eine hochgespannte Erbitterung. In Süd- und Westdeutschland entstanden Bauernbünde wie der Bundschuh, der arme Konrad und andere, die Aufstände hervorriefen, die die Herren mit Waffengewalt niederschlugen, bis sich der aufgespeicherte Haß endlich in der gewaltigen sozialen Revolution, dem „Bauernkrieg“ (1525/26), entlud. Nicht zuletzt wurde diese Bewegung gefördert durch die mißverständene Lehre „von der Freiheit eines Christenmenschen“, die Luther predigte, der seinerseits, allzusehr der Obrigkeit zugetan, in einem Aufruf gegen die „mörderischen Bauern“ aufrief.

Nach Pommern, wie überhaupt nach Norddeutschland, hat sich diese Bewegung nicht ausgebreitet. Aber man darf daraus nicht schließen, daß die Lage der Bauern dort weniger schlimm gewesen wäre. Wohl hatte sich stellenweise die alte Freiheit erhalten, aber an andern Orten, zumal in Ostpommern, war der Druck so hart, daß sich die Bauern zu einer freieren Auffassung nicht aufzuschwingen vermochten, sondern ihre trostlose Lage als unabänderliches Schicksal ergeben hinnahmen, zumal es an jeder Organisation fehlte. Auf den Osten hatte auch das polnische Bauernrecht abgefärbt; dort sank die Zahl der freien Bauern ständig, und es bereitete sich eine förmliche Leibeigenschaft vor.

Der von Bogislaw X. (1474—1523) eingeführte allgemeine „Landschoß“, eine nach der Größe abgestufte Steuer vom Grundbesitz, belastete die Bauern insofern schwer, als die Ritterschaft von ihr befreit war, weil auf den „Rittergütern“ die Verpflichtung zum Ritterdienst im Kriege ruhte; die Befreiung blieb bestehen, als die Heerespflicht längst auf den Staat übergegangen war. Dazu kam die Auffassung des Römischen Rechts, das sich damals in Deutschland durchsetzte. Ihm entstammt die Lehre von der unumschränkten Herrschergewalt der Fürsten und weiter die scharfe Betonung des Privateigentums, die den Eigentümer, auch den von Grund und Boden, ermächtigte, völlig frei über sein Eigentum zu verfügen, — eine liberalistische Auffassung, die später der Zins knechtschaft Tür und Tor geöffnet hat. Damit wurde der Gedanke der Allodverfassung, der die frühere Zeit beherrschte, aufgehoben: der Grund und Boden wurde als Privatbesitz angesehen, mit dem jeder tun und lassen konnte, was er wollte, ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit. Am besten hatten es noch die Hinterlassen der Kirche und der Klöster. Als aber nach der Reformation die Klöster und andere

geistliche Stiftungen säkularisiert (weltlich gemacht), von den Fürsten oder Städten eingezogen wurden, gerieten auch diese Bauern unter die Abhängigkeit der neuen Herren. Die herzoglichen Amtsleute und die Ratsherren der Städte zogen auch sie zu schweren Arbeiten und Diensten heran. Sie strebten darnach, ihren Grundbesitz zu vergrößern, und es begann schon damals, im 16. Jahrhundert, das Ankaufen, „Legen“, der Bauernhöfe, die die Großgrundbesitzer ihrem Besitz zuschlugen. Die dagegen erlassenen Verbote wurden nicht befolgt.

War also die Lage der Bauern schon gedrückt genug, so brachte der Dreißigjährige Krieg ihre nahezu völlige Vernichtung, besonders als nach dem Tode des Schwedenkönigs Gustav Adolf die wilde Solvateska aller möglichen Nationen sich über unsere Heimat ergoß. Furchtbar sind die Schilderungen über die Folgen von Hunger, Pest und sonstiger Kriegeßnot. Aus den meisten Orten fehlen zwar amtliche Feststellungen, namentlich vom Lande. Wo sie aber vorhanden sind, zeigen sie einen Schrecken erregenden Niedergang. Mag in den beweglichen Schilderungen und Beschreibungsdritten manches übertrieben sein, so bleibt noch genug des Elends. So wissen wir zahlenmäßig, daß in Loitz von 98 Häusern am Ende des Krieges nur noch 29 vorhanden waren, daß Demmin fast leer stand, daß Kößlin 200 eingefallene Häuser und wüste Stätten zählte, daß in Bahm von 114 Häusern nur 19 bewohnt waren. In Kolberg starben während dreier Monate 2300 Menschen an der Pest, — und Kolberg war eine kleine Stadt, die 1740 nur wenig über 5000 Seelen, also zu Beginn des großen Krieges eher weniger als mehr zählte. Stettin hatte von seinen 803 Häusern im Jahre 1627 am Ende des Krieges über 200 eingebüßt. Die Kirchen in Stadt und Land waren zum großen Teil zerstört und beraubt, die Opferstöcke erbrochen, die Kirchenglocken und was sonst irgendwelchen Wert hatte, gestohlen. Zahlreiche Angehörige der Adelsgeschlechter waren gefallen, ihre Sitze niedergebrannt, ganze Dörfer vom Erdboden verschwunden; weite Strecken lagen öde, und wo sich Bauern gehalten oder neu angesiedelt hatten, litten sie schwer unter dem Mangel an Vieh und Saatforn. Mißwachs und Krankheiten kamen hinzu, weite Waldungen an der langgestreckten Küste waren niedergelegt und öffneten das Land dem gefährlichsten Feinde des Waldes, dem Sande, der nun in ungehindertem Fortschreiten weite Strecken einst fruchtbaren Acker veröden ließ. Die Ackermark war ganz zur Wüste geworden. Auch die Raubtierplage griff wieder um sich, selbst in Vorpommern mußten wieder Wolfsjagden veranstaltet werden. Auch damals schon gab es Kriegsgewinnler, die das Elend des Volkes ausnützten, für billiges Geld

Bauernhöfe kauften, sie zu großen Gütern zusammenlegten und mit diesem Besitz spekulierten.

Mit dieser materiellen Not ging ein Niedersinken der rechtlichen Stellung der Bauern Hand in Hand. Die berühmte Stettiner Bauernordnung von 1616 — also noch vor dem Kriege erlassen! — gestattete das Bauernlegen in weitem Maße und fand Nachahmung im Wolgaster Landesteil. Die Bauern- und Schäferordnung von 1647 bestätigte dies Recht und enthält unter anderm den Satz: „Die Bauern sind in unserm Land keine Erbzins- und Pachtleute, sondern Leibeigene, homines proprii et coloni glebae adscripti (Eigenleute und schollenpflichtige Bauern). Demgemäß gehören die Hufen, Aecker, Wiesen usw. einzig und allein der Obrigkeit (d. h. dem Gutzbefitzer) jedes Ortes, und die Bauern müssen, wenn die Herrschaft die Höfe, Aecker und Wiesen wieder zu sich nehmen oder die Bauern auf einen andern Hof versetzen wollen, ohne alles Widerstreben folgen.“ Der Grund der Einziehung von Bauerngut war gleichgiltig, es entschied allein die Willkür der Herren, die sich nicht scheuten, Bauern von Hof und Haus zu vertreiben, um etwa ihren Lustgarten zu vergrößern. Damit waren die Bauern leibeigen geworden, die alte Bauernfreiheit war vernichtet. Wenn es natürlich auch milde Herren gab, die von ihren Rechten nicht vollen Gebrauch machten, so ändert das nichts an der Rechtslage: der Bauer war Sache geworden wie das Vieh, und wir finden auch tatsächlich Ankündigungen in den damals neu aufkommenden Zeitungen, in denen ein Bauer nebst Familie zum Verkauf ausgedoten wird. Nur in ganz wenigen Gegenden hatte sich auch in Pommern ein freier Bauernstand erhalten, wie es namentlich in Friesland, Dithmarschen und einigen anderen Gegenden der Fall war.

Eine Besserung brachten erst die veränderten politischen Verhältnisse. 1648 wurde bekanntlich Hinterpommern an Brandenburg, Vorpommern an Schweden abgetreten, worauf das Land südlich der Peene (Demmin, Anklam) 1720, Vorpommern mit Rügen 1815 an Preußen fiel. Der Große Kurfürst verbot das Bauernlegen, konnte aber nichts ausrichten, weil er sich für seine Kriege den Adel, der diesem Gebot schärfsten Widerstand entgegensetzte, gefügig halten mußte. Die Bauern- und Schäferordnung verschärfte sogar den Gesindezwang, und nur auf den landesherrlichen Besitzungen waren die Verhältnisse besser, weil man dort wenigstens bemüht war, die „ungemessenen Dienste“ und Abgaben in feste umzuwandeln.

Auch im schwedischen Teile Pommerns sah es traurig aus. Auch dort bestand die Leibeigenschaft zu Recht, und auch dort konnte die an sich zu Besserungen geneigte Regierung bei dem scharfen Widerspruch des Adels, der sich

in seinen Rechten gekränkt fühlte, nichts durchsetzen. (Im Archiv des Heilgeistklosters in Stralsund finden sich noch heute Akten, in denen Kaufverträge über Bauern und ihre Familie nebst Gesinde enthalten sind.) Dazu litt die dortige Landwirtschaft unter den Kriegsepidemien schwer, besonders aber unter dem schlechten Absatz der Erzeugnisse. Das Leben der Bauern nahm überhand, besonders haben die Stadt Stralsund und die Universität Greifswald sich große Güterkomplexe zusammengekauft, die übrigens beide in dem Ruhestanden, gerechte und milde Grundherren zu sein. Sie folgten bei diesen Aufkäufen dem Zuge der Zeit.

Mehr wurde in Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. (1713—40) erreicht, der wenigstens auf den königlichen Domänen die Leibeigenschaft aufhob und schärfer, wenn auch nicht immer mit Erfolg, gegen das Bauernlegen vorging. Es hat hier offensichtlich der Geist der Aufklärungszeit mitgewirkt. Nicht als wenn der jeder theoretischen Betrachtung abgeneigte König sich in diese Lehre tiefer versenkt hätte, — aber er folgte ihr aus seiner nordischen Natur heraus, die sich gegen alles fremde Wesen, gegen jede fremde Beeinflussung stemmte. Von den Kolonisten, die er in Massen ansetzte, wurde Pommern wenig berührt.

Dagegen setzte sein Sohn, Friedrich der Große, als treu sorgender Landesvater, der für die Pommern eine besondere Vorliebe hatte, alles daran, den Wohlstand des Landes zu heben, indem er die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen suchte. Auf allen Gebieten ist nach dem Friedensschluß seine segnende Hand zu spüren. Auf seinen gefürchteten Reisen, von denen ihn dreißig nach Pommern führten, überzeugte er sich persönlich von den Fortschritten, gab Ratschläge, warnte, spendete auch wohl Lob, wenn er Gutes gewahrte. Seine Fürsorge — durch seinen Rat Brenden Hof gestützt — galt zunächst den umfangreichen Bodenverbesserungen durch die Rodung von Wald, Trockenlegung von Sümpfen und Brüchen, Anlegung von Kanälen, und ferner der Einführung neuer Kulturen, besonders von Hopfen, Klee und Kartoffeln. Er verbot jede Mißhandlung von Bauern, strebte danach, die noch vielfach ungemessenen Dienste festzulegen und zog zur Kultivierung des neugewonnenen Landes zahlreiche Kolonisten von außen heran: mehr als 26 000 Bauern sind von ihm in Pommern als freie Leute angesiedelt, und gegen 160 neue Dörfer hat er gegründet, die er oft nach Generälen, Ministern und sonstigen Würdenträgern benannte. (Hierher gehören Arnimswalde, Coccejendorf, Leopoldshagen, Karlshorst, Finkenwalde, Schweinsburg und viele andere.) Wo aber die Leibeigenschaft bestand, gelang es auch dem großen

König nicht, sie zu beseitigen; nur ihre Milderung gelang ihm. Immerhin trat in Pommern auch eine Besserung des Rechts der Bauern ein. Es hatte sich vielfach das „lassitische“ Recht ausgebildet, das die Bauern zwar als persönlich frei betrachtete, sie zur Eidesleistung, zur Prozeßführung und zum Heeresdienst zuließ, sie aber verpflichtete, von ihrem Hofe an den Herrenhof Zinsen und Dienste zu leisten, — eine auf dem Grundstück haftende Last, die sie zu Grundhörigen machte. Der mit dem lassitischen Recht belastete Hof war zum Teil erblich, so daß er auf die Erben des Eigentümers überging, teils nicht vererblich, so daß er vom Grundherrn beliebig eingezogen werden konnte. Diesen nicht erblichen lassitischen Besitz erklärte der König für erblich.

Während so Friedrich wenigstens Verbesserung in der rechtlichen, materiellen und gesellschaftlichen Lage der Bauern herbeiführen konnte, blieben die Verhältnisse in Schwedisch-(Vor-)Pommern sehr traurig. Die Bauern waren zu kleinen Kossäten (Häuslern) mit ganz geringem Landbesitz, aber harter Dienstpflicht oder zum großen Teil zu leibeigenen Tagelöhnern ohne Halm und Ur herabgesunken, der Großgrundbesitz der Städte, der Universität und einzelner privater Besitzer hatte alles verschlungen. Um 1800 hatte diese Entwicklung ihren Höhepunkt erreicht. Mancher machte ein Gewerbe daraus, Bauerngüter aufzukaufen, sie zu einem Gut zusammenzulegen und dann das Gut mit Gewinn weiter zu veräußern. Damit trat die ehrlose Erscheinung der „Güterschlächter“ ins Leben, die der inneren Kolonisation nicht dient, sondern nur Schaden bringt, lediglich dem Gelderwerb des Unternehmers zu dienen bestimmt ist.

Da empörte sich in dem Sohn eines Leibeigenen auf Rügen, dem Privatdozenten der Geschichte an der Universität Greifswald, Ernst Moritz Arndt, der Gerechtigkeitsinn, und in seinem berühmten Werke: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern“ trat er mit warmen Worten für eine Aufhebung der Leibeigenschaft ein, die den König Gustav IV. so ergriff, daß er diesem Verlangen nachkam, 1806 die Leibeigenschaft für Vorpommern aufhob und den jungen Gelehrten zum Professor an der Universität ernannte.

Einer der Hauptschäden lag in der Behandlung der Bauern. Heinrich v. Treitschke hat berechnet, daß in Mecklenburg, wo besonders schlimme Verhältnisse herrschten, neun Instanzen vorhanden waren, vom Minister bis zum Wirtschaftsschreiber, die gegen die Bauern den „Peitschenzwang“ hatten, — und in Pommern war es nicht viel anders. Daß die vollzogenen Prügelstrafen den Bestraften nicht besserten, sondern oft moralisch tiefer sinken ließen, ist eine alte Erfahrung. Der Bauer galt

eben als Ware wie das Vieh, auf das man keine Rücksicht zu nehmen glaubte. Erst als der Reichsfreiherr vom Stein ans Ruder kam, wurde diese Frage in Angriff genommen. Er erkannte, daß eine wirtschaftliche Gesundung nur möglich war, wenn der Bauer frei war und auf seinem eigenen Grund und Boden für sich und seine Familie arbeiten konnte. Darauf ist das Edikt von 1807 „btr. die Aufhebung der Leibeigenschaft und den erleichterten Verkehr der Grundstücke“ zurückzuführen. Danach gab es in Preußen vom November 1810 ab nur noch freie Leute. Dadurch gewannen die Bauern zwar freies Eigentum, verloren aber ihr Anrecht auf Unterstützung in Krankheits- und Notfällen, an Jagd, Fischerei, Spreunutzung und anderen Rechten an der Almende. Die Arbeitsleistungen an den Grundherrn wurden nunmehr in Geld oder, und das war die Regel, in Land abgelöst. Dies ließ wieder viele Bauern verarmen und zwang sie zum Verkauf ihres Hofes. Ein weiterer, sich schwer auswirkender Uebelstand war, daß die Reaktion nach Steins Entlassung bei dessen Nachfolger Graf Hardenberg die Deklaration von 1816 durchsetzte, nach der die auf dem Edikt von 1807 beruhende „Regulierung“ der Besitzrechte auf die „spannsfähigen“, also die größeren und die alten Bauerhöfe beschränkt wurde, mithin die kleinen und die neu angelegten Siedler ausschloß. Dadurch wurden diese oft zum Verlassen des Hofes gezwungen und sanken zu landlosen Tagelöhnern herab. So wuchs der Großgrundbesitz, während die Zahl der Bauern sich stark verminderte. Hiermit begann die Landflucht, die Auswanderung und im Zusammenhang mit ihr die Leutenot. Die heimischen Arbeiter wurden durch ausländische — meist russische oder polnische — Arbeiter, sogenannte Sachsengänger, ersetzt, die auch zur Rassenverschlechterung beitrugen.

Ihren Abschluß fand die Agrargesetzgebung unter dem Einfluß der Revolutionsjahre 1850 durch die Errichtung der Rentenbanken, die den Zweck hatten, das Rechtsverhältnis zwischen Gutsherr und Bauer vollständig auf- und abzulösen. Der ständigen Abwanderung von Bauern in die Städte und namentlich ins Ausland suchte die Regierung durch Ausgabe kleiner Rentengüter sowie durch Förderung des Hofe- und Anerbenrechts zu wehren, was die Wirkung hatte, daß bei Vorhandensein mehrerer Erben der Besitz nicht zerstückelt wurde, sondern auf einen Erben, den „Anerben“, überging. Die Abwanderung vom Lande in die Städte erschien darum besonders gefährlich, weil die Abgewanderten das städtische Proletariat vermehrten und meist den Irrlehren des Marxismus anheimfielen, — die Auswanderer besonders gefährlich, weil die Auswanderer, meist gerade die Tüchtigsten, die sich den Zwangs-

verhältnissen in der Heimat nicht fügen wollten, fremdem Volkstum als „Kulturdünger“ verfielen.

An dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufstiege, der das 19. Jahrhundert kennzeichnet, hat auch die Landwirtschaft und mit ihr der Bauernstand teilgenommen. Durch die landwirtschaftlichen höheren und niederen Schulen — in Pommern bestand eine landwirtschaftliche Akademie in Eldena — wurden die zur Landwirtschaft gehörenden Wissenschaften verbreitet und auch den Bauern zugänglich gemacht, und die Landwirtschaftskammern — die pommersche wurde 1894 gegründet — waren berufen, den Berufsstand in allen Beziehungen zu vertreten, ihn und seine Leistungen zu heben. Wenn bei der steigenden Industrialisierung auch die Zahl der Betriebe zurückging, so wurde der dadurch drohende Verlust an landwirtschaftlichen Erzeugnissen durch die intensive Bewandlung mehr als ausgeglichen. Pommern blieb in der Hauptsache Agrarland — abgesehen von der Großstadt Stettin —, etwa zwei Drittel seines Bodens wurde landwirtschaftlich genutzt. Um die Jahrhundertwende zählte man in Pommern rund 180 000 Betriebe, von denen mehr als die Hälfte Großbetriebe (über 100 ha) waren. An Versuchen, die bäuerliche Bevölkerung zahlenmäßig zu heben, hat es nicht gefehlt: durch die Generalkommission wurden große Besitzungen aufgeteilt, in Rentengüter oder Bauernhöfe umgewandelt, und die 1903 gegründete Ansiedlungsgesellschaft hat tatkräftig die Arbeit der Kolonisation gefördert. Die Dreifelderwirtschaft, die rund tausend Jahre die herrschende Kulturform war, wurde durch eine intensive Fruchtwechselwirtschaft abgelöst, und an dem einträglichen, zu sorgfamer Behandlung des Bodens zwingenden Rübenbau hat sich auch die Bauernschaft in wachsendem Maße beteiligt.

Ein schwerer Mangel aber legte sich lähmend in immer drohenderem Maße auf die Landwirtschaft, unter dem besonders die kleineren Besitzer litten: die Verschuldung. Das Regulierungsedikt von 1811 hatte eine Verschuldungsgrenze von 25% des Wertes festgesetzt; diese Grenze war 1843 aufgehoben, und damit wurden die Landwirte in eine Verschuldung hineingetrieben, die eine außerordentliche Höhe erreichte und zu vielen Zwangsversteigerungen führte. (Im Regierungsbezirk Köslin haben in der Zeit von 1896—1907 97 große Güter (über 100 ha) ihren Besitzer gewechselt, davon nur 22 im Erbganze, 75 durch Verkauf und Zwangsversteigerung. So gerieten fast alle Güter, große und kleine, in eine Schuldbelastung, die sich im Weltkriege und in den folgenden Jahren so unheilvoll auswirken sollte und namentlich die Bauern aufs schwerste traf, ihre Daseinsmöglichkeit zerstörte. Dazu kamen die geradezu teuflisch anmutenden Anforderungen,

die der Versailler Schandvertrag der Landwirtschaft an Lieferungen von Pferden, Rindern, Schweinen und Schafen auferlegte. Zwar brachte der finanzielle Zusammenbruch dem Landmann zahlenmäßig eine Entschuldung und damit einen scheinbaren Aufschwung. Als aber die Mark „stabilisiert“ wurde, stand der Landmann ohne Geld da und mußte, um den Betrieb aufrecht erhalten zu können, Kredite zu Wucherzinsen aufnehmen. Diese und die gesteigerten sozialen Abgaben brachten ihn in schwerste Not; viele Tausende wurden von Haus und Hof vertrieben. Bis zur Machtergreifung Hitlers war die Zahl der Zwangsversteigerungen in Deutschland auf 8000 gestiegen, die sich auf etwa 2 Millionen Morgen bezogen; an ihnen hatte der pommersche Bauer einen entsprechenden Anteil.

Die Grundlage zur Besserung ging von dem 1933 als Reichsnährminister berufenen R. Walter Darré aus, der durch seine bahnbrechenden Werke: „Neuadel aus Blut und Boden“ und „das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ die Bedeutung dieses Standes für die Erhaltung des Volkes dargestellt hatte und mit einem fertigen Programm hervortrat. Die vielfach einander überschneidenden und daher gegen einander strebenden öffentlichen und privaten Organisationen der Landwirtschaft wurden aufgehoben und im Reichsnährstand unter Leitung des Reichsbauernführers eine einheitliche Berufsorganisation geschaffen, die, in Landes-, Kreis- und Ortsbauernschaften gegliedert, der wirtschaftlichen Hebung des Standes dient. Eine große Zahl von Verordnungen zur Regelung des Marktes, insbesondere der Getreide-, Fett- und Eierversorgung, wurde geschaffen, die, den Bauern anfangs unbequem, sich doch segensreich auswirkt, indem sie den Bauern auskömmliche Preise sichert und die Spekulation verhindert.

Von besonderer Bedeutung aber war für das ganze Volk das Reichserbhofgesetz vom 29. 9. 33. Darnach ist Erbhof jeder land- oder forstwirtschaftliche Besitz in der Größe einer Ackerparzelle (bis 125 ha). Er kann grundsätzlich nicht geteilt, nicht veräußert oder belastet und kann nur auf einen Erben, gewöhnlich den ältesten Sohn, vererbt werden. So bleibt er der Sippe voll erhalten. Der Besitzer eines Erbhofes, der „ehrbare“ und deutsch- oder gleichstämmigen Blutes sein muß, ist Bauer, alle andern, die Landwirtschaft treiben, sind Landwirte. Der Bauer hat auch der Allgemeinheit gegenüber die Pflicht, den Erbhof treu und sorgfältig zu bebauen, andernfalls er ihm ohne Entschädigung entzogen werden kann. Mit diesem Gesetz ist — weit über das von Stein Erstrebte hinaus — die alte Allodverfassung, die den Bauern mit seinem Erbe verknüpft und den landwirt-

schafflichen Besitz davor schützt, als beliebige, jederzeit veräußerliche Ware gewertet zu werden, wiederhergestellt, und dem Bauern ist endlich die ihm im Volksganzen gebührende Stellung zurückgegeben worden, — als Vertreter und Quell der nordischen Rasse, die in unserer Heimatprovinz noch so viele Sproßlinge aufweist. Damit sind die Bedingungen zu neuem Aufstieg gegeben, an dem auch unsere noch immer vorwiegend Landwirtschaft treibende Provinz teilnehmen wird.

Charlotte Copin, die einstige Braut Ernst Moritz Arndts

Nach Familienbriefen, Tagebuchblättern und mündl. Überlieferung¹⁾. Von Dr. Franz Kobes, Berlin-Lichterfelde

Die Liebe zu Charlotte Bindemann und das jene Liebe entsachende und nährenden Feuer des Wesens der Geliebten haben den Menschen und Dichter Arndt wieder eingeordnet in die Harmonie der Welt und ihn gestalten lassen am Geist seiner Zeit bis zur Erreichung eines ewigen Bildes. So ist ihre „unbefleckte Schöne“ über die Wandlungen jener Jahre des Liebesglückes und Liebes Schmerzes, mögen sie auch in ihrem äußeren Erlebnis nicht mehr erkennbar sein, bis zum Abend ihres Alters unverlierbar. Und aus den wenigen erhaltenen, teilweise vom Augenblick bestimmten Äußerungen ihres Lebens sowie in der kühleren, uns heute auch schon ferneren Betrachtung der Ihrigen kommt zu uns noch letzter Klang und Schein eines einst sehr hell leuchtenden Lebens.

In die Bindemannsche Familienbibel, welche mit Eintragungen ihres Bruders, des Barther Arztes Stadtphysikus Dr. Heinrich Wilhelm Bindemann († 60-jährig am 8. August 1838) beginnt, trägt Charlotte Copin geborene Bindemann in Barth am 20. November 1843 ein²⁾: „Diese Blätter — — sollen den Anfang meines Lebens, und einen kleinen theil meiner, so Erinnerungsreichen Vergangenheit

¹⁾ Zum folgenden vgl. besonders: Franz Kobes: Charlotte Bindemann, die Braut Ernst Moritz Arndts. In: Unser Pommerland, 4. Jahrg. Stargard, März 1917. — Erich Gülzow: Ernst Moritz Arndt und Schweden. Greifswald, 1920. — Paul Hermann Ruth: Ernst Moritz Arndt und Charlotte Bindemann. In: Euphorien, 30, 4. Stuttgart, 1929. — Wesentlich bleibt: C. Bindemann, Rückblicke auf Leben und Amt. Halle, 1878.

²⁾ Charlotte Copins Handschrift ist schwungvoll in rhythmischer Bewegtheit und Betonung des Charakteristischen. Die Anfangsbuchstaben werden vielfach hervorgehoben. Dabei werden, wie es in dem Frau Copin durch Jahrzehnte vertrauten Französisch üblich ist, die Namen, aber auch, wie es dem hier gegebenen äußerlich schönen Schriftbilde entspricht, viele Worte mit Großschreibung begonnen, dabei scheinen manche „kleinen“ Buchstaben im Anlaut überhaupt weniger vorzukommen, vgl. auch die späteren Briefe Charlotte Copins.

enthalten.“ Nach der Erwähnung ihrer Geburt am 10. Dezember 1775 in Barth und ihrer Taufe heißt es: „Meine Jugend war schön, obgleich ich meine geliebte Mutter schon in meinem 19ten Lebensjahre verlor. Die Erinnerungen welche seit dieser Zeit nur in meinem Innern Leben, gehören nur mir, und den geliebten Meinigen, die sie, und mich kändten!! — — Ich ward am 7ten Februar 1813 mit Guislain Joseph Copin. Oberarzt Beym 57ten Linien Regiment der französischen Arme Verheirathet. und Verließ am 22ten defselben Monats mein Vater Land um ihn in das Seinige zu folgen. —“ Wesentlich ist in diesem ersten Abschnitt des überhaupt nur kurzen Lebensberichtes das zweimalige Erwähnen und — Verschweigen jener schönen Erinnerungen vor der Heirat Charlottes am 7. Februar 1813. Mit dem wehmuthsvollen Bewahren einer sie beglückenden Vergangenheit hat nachher Charlotte ihren ganzen Lebensbericht ausklingen lassen.

Während Charlotte Copins Aufenthalt in Frankreich wurde die Beziehung zur Heimat und Verwandtschaft aufrechterhalten. In den ersten Jahren ihrer Ehe scheint sie aber kaum wieder nach Deutschland gekommen zu sein, da sie und ihr Mann bei den Taufen in der Familie ihres Barther Bruders abwesend Patenstellen einnahmen: bei der Taufe des Neffen Karl Bindemann im Juli 1814 und der seines Bruders im März 1818. Gemäß der Eintragung von 1818 hat Dr. Copin nach seinem Aufenthalt in Tours in „St. Louis“, also einem Stadtteil von Paris, gewohnt.

Ueber einen der späteren Besuche in der Heimat, wie sich solche im Abstand von etwa 2 Jahren wiederholt haben sollen, ließ sich noch etwas erfahren. Spätestens seit dem Juli 1830 hält sich Frau Copin in Barth auf. Denn sie ist Patin bei der am 30. Juni 1830 geborenen Tochter Charlotte des Kaufmanns S. C. Wallis und dessen Frau Henriette geb. Werner, welche von ihr den Rufnamen Lotte empfing und später gesagt haben soll: „Das einzige, was ich von der Tante Copin erhalten habe, ist der Name, und den mag ich nicht.“ Dem Sohne ihres Bruders schrieb Frau Copin während ihres Besuches in Barth jenes schöne, auch noch in meinem Besitz befindliche Stammbuchblatt, auf welchem ihre Handschrift besonders schwungvoll erscheint: „In unsrer eignen Brust; Dort, oder nirgends ist die Quelle wahrer Lust. — Lebe wohl mein geliebter Carl, sey immer die Freude deiner guten Aeltern, und erhöhe dadurch auch in der weitesten Ferne das Glük Deiner Dich liebenden Tante Charlotte Copin geb: Bindemann.“ Frau Copin wohnte damals schon in Cambrai.

Von Charlottes damaligem Aufenthalt in Barth erzählt ein anderer Verwandter des Hau-

seß Werner, der Trantower Pastor Lagemann, welcher sie gelegentlich einer Reise dorthin in Barth antraf, in seiner derben und scharfen Art: Am 3. September 1830 kamen wir aus Trantow „um 7 Uhr in Barth an, als eben ein heftiges Regenschauer sich entlud und wir unter vollen Regengüssen die Lange Straße hinauszogen, wo Frau Copin und Frau Billroth vor der Thüre [des Wallis'schen Kaufmannshauses] standen, erstere gewaltige Küsse hinwarf.“ Er findet später Frau Copin „bey 54 Jahren und großem Umfang durch Thränen und Geschwäg ganz interessant“. Lagemann führt sie bei einem ausgedehnten Abendessen in der Superintendenzur zu Tisch und unterhält sich „sanft“ mit ihr. An einem der andern Tage „spielte“ Frau Copin bei den Verwandten Wallis, wenn sie auch „Schnupfen hatte“, und Lagemann sprach mit Dr. Copin über französische Literatur. Charlotte Copin hat damals „beim alten Schwiegervater“, dem 79jährigen Superintendenten Johann Elias Werner, gebeichtet und nachher das Abendmahl genommen. Es bestand „Rührung darüber, daß sie nach einem Lande zurück müßte, wo nicht Volk, nicht Religion sie wiederfände.“ Das zeigt auch wieder Charlottes starkes Vaterlandsgefühl, die, als die Verbindung mit dem zutiefst deutschen Ernst Morik Arndt gelöst war, in Schwedisch-Pommern am Vorabend der preußischen Befreiung einen Franzosen geheiratet hatte.

Aus der Aufenthaltszeit in Cambrai ist ein kleiner eigenhändiger Brief Charlotte Copins erhalten, welcher sich auf die bevorstehende Hochzeit ihres Neffen bezieht und in Wortlaut und Rechtschreibung wiedergegeben werden soll³⁾: „Cambrai 19. Aprill 42. Nur ein Blättchen, ein ganz kleines Blättchen, sollst du mein guter Carl heute Bekommen. Es Bringt dir erstens meinen Dank für deine Leyten Lieben Zeilen, und dan noch einmahl meinen so innigen Wunsch zu deiner so nahen Verbindung. Du kennst daß Mädchen Deiner Liebe zu Lange, um nicht fest auf sie Bauen, und der Ubereinstimmung eurer Neigungen gewiß zu sein. Also in Gottes Nahmen! mit deinen Fleiß und deine Fähigkeiten wird alles gut gehen, und der Gott der Liebe euch segnen. — Und so Lebe den wohl du geliebter Sohn meines geliebten Bruders, nim Von deiner guten Tante Billroth daß kleine Hochzeit Geschenk an welches mein Mann dir Bietet; — nim den auch seine herzlichlichen Grüße mit Liebe auch, grüß dein Marichen und ihre Eltern, und denke mein mit Liebe. — Ewig deine treue Tante Lotte.“

In diesem Jahr noch — nach dem Tode Dr. Copins in Cambrai am 22. September — ist in den Briefen der Bindemann-Werner'schen Familie, mit welcher sich die Schwestern Copin und Billroth geschwisterlich verbunden fühlen, von der bevorstehenden Rückkehr Charlottes die Rede. Frau Witwe Johanna Bindemann schreibt am 3. 11. 1842 aus Barth an ihren Sohn nach Greifswald über Frau Copin: „— im Frühling wird sie zur Heimath wieder zurückkehren. — Ich habe auch vor 8 Tagen an sie geschrieben und sie gebeten wenn sie ins Vaterland zurückkehrte, unser Haus wie das ihrige anzusehen und bei uns zu wohnen; aber sie wählt gewiß Greifswald es ist hier zu still und einförmig in unsern Verhältnissen.“ — Zu Beginn des nächsten Jahres hat Frau Copin in einem „recht liebevollen Brief“ sich für Greifswald entschieden, wohin zu kommen, ihre Schwester „Dörtchen“, Frau Bürgermeister Billroth, sie gebeten hat, wo auch Karl Bindemann wohnt, und wo Frau Copin „ein angenehm liegendes Logis“ mit eigener häuslicher Einrichtung erhalten wird. Charlotte Copin war in der Werner'schen Familie in Barth besonders beliebt; eine Schwester von Frau Dr. Johanna Bindemann, Julie Werner, schreibt: „Ich habe sie immer so gerne leiden mögen, lieber wie die Billroth,“ und als zu der Zeit Frau Copin den Kindern ihres verstorbenen Bruders ein Neujahrsgeschenk von 10 Reichsthalern auszahlen läßt, schreibt Johanna Bindemann: „Sie hat doch sehr gute Gesinnungen die alte gute Lotte!“

Die Ankunft Frau Copins in Deutschland, welche sich wegen Ordnung der Geldangelegenheiten bis Ende des Spätsommers verzögert, wird gerade auch in Barth mit Sehnsucht erwartet, und mit der freudigen Hoffnung ihres baldigen Kommens ist der Wunsch verbunden, nach einem vierzehntägigen oder dreiwöchentlichen Aufenthalt in Greifswald im Bindemann'schen Hause am Markt „die gute alte Lotte“ als lieben Gast aufzunehmen. Auch über die Erledigung ihrer geschäftlichen Angelegenheiten wird sie ihrer Gewohnheit nach sich Johanna Bindemann gegenüber mitteilen: „Die alte gute Lotte meint es doch mit uns am besten“ (Briefe von Frau Dr. Bindemann aus Barth vom 19. 4., 26. 5., 29. 6. und 25. 7. 1843). — Am 21. September 1843 heißt es dann im Briefe Frau Bindemanns: „Gott sei gedankt! das unsere alte gute Tante Copin endlich einmal hier [d. h. in Deutschland] ist“. Möglichst die nächste Woche schon möge sie ihr Sohn, Lizentiat Karl Bindemann, im besondern Wagen nach Barth bringen.

Auch die Reise nach Barth verzögert sich um Wochen (Brief vom 10. 10. 1843), noch am 27. Oktober 1843 hat Superintendent Lagemann in Greifswald bei Billroth's eine Begeg-

³⁾ Die im Brief begrüßten Eltern von Maria Lagemann (1820—1903) sind der erwähnte Pastor Christian Lagemann (1784—1845) und seine Gattin Amalie Lagemann geb. Werner (1791—1869).

nung mit „Madame Copin“ und schreibt in sein Tagebuch, daß dort „die alte Französin sich ausließ“. Ueber den in den ersten Novembertagen auf 2 Wochen in Barth erfolgten Besuch trägt Charlotte dann in die Familienbibel ein: „Am 5ten Sept: 1843 trat ich die Rückkehr zu meinem Vater-Lande an; wo ich am 17 desselben Monats bey meiner Schwester in Greifswald ankam. — Heute nun schreibe ich in meiner Vaterstadt diese Zeilen, wo ich Bey der Gattin und den Kindern meines Bruders 2 Wochen Verlebte.“ Abgeschlossen wird dieser Bericht mit dem Datum: „Barth d. 20ten November 1843.“

Wie wohl sich Charlotte Copin damals in Barth gefühlt hat, geht aus einem Familienbriefe (J. Bindemann, 8. 12. 1843) hervor: „Ich habe es mir immer gedacht, daß es der Copin besser in Barth wie in Greifswald gefallen würde, und du [gemeint: Karl Bindemann] sollst es sehen sie zieht noch mal wieder fort.“ Mit Liebe wird an den 10. Dezember gedacht: „Ihr Geburtstag ist Sonntag den 10t., die alte gute Tante! der Himmel schenke ihr einen recht frohen Lebensabend,“ es müsse auch wohl „sehr gemüthlich bei ihr sein“. Daß Frau Copin geistvollen Umgang sucht und ihn neben ihrem Neffen Karl Bindemann, dem künftigen Professor und D. theol., finden wird, geht aus einem Briefe Frau Lagemanns (v. 18. Jan. 1844) hervor: „Grunert ist auch recht ein Mann für die Copin, und wenn sie nur erst mehrere Herrbekanntschaft hat, wird sie Greifswald auch wohl Barth vorziehen, wo ja außer Bruski kein einziger sich findet.“ Dr. med. Bruski, belesen und nach Aussage seiner 1936 verstorbenen Nichte „etwas geradezu“, aber ein „vortrefflicher Mann“, hatte sich im Herbst 1843, kurz vor Frau Copins Besuch in Barth, mit deren Brudertochter Luise verlobt. Johann August Grunert († 1872) war Professor der Mathematik in Greifswald und als alter Herr Respekt gebietend für die Bindemannschen Kinder bei ihren Spielen. Bürgermeister von Lüthmann, ein älterer Freund des nachherigen Superintendenten Karl Bindemann in Grimmen, der sich auf den Verkehr mit würdevollen alten Damen verstand, wußte auch gut mit Frau Copin umzugehen und tat dies anläßlich ihrer Besuche in Grimmen auch gern, um der Bindemannschen Familie einen Gefallen zu erweisen (nach mündlicher Ueberlieferung).

Das Gedenken an ihren verstorbenen Gatten wird Charlotte niemals verlassen haben. Mit folgenden Sätzen war die Tagebucheintragung in die Familienbibel in Barth abgeschlossen worden: „Ich wünsche nichts mehr Von der Zukunft! als ein wenig Ruhe für die noch wenigen Tage meines Lebens. Mein Glück verschließt Frankreichs kühle Erde! — aber meine Erinnerungen, der so schönen, so reichen

Vergangenheit werden mir biß zum Letzten Hauch meines Lebens bleiben.“ Daß dieser Franzose, solange er lebte, ein Herz ganz erfüllen konnte, welches eines Ernst Moritz Arndt würdig gewesen wäre, erscheint als ein tragisches Schicksal. Aber es spricht auch für ihn.

Eine goldene Uhr, welche der französische Regimentsarzt und Ritter der kaiserlich-französischen Ehrenlegion im russischen Feldzuge getragen, Erinnerungen an die Garde Napoleons und kleine Abzeichen von Copins Uniform sind von Charlotte, welche selbst eine Verehrerin des französischen Kaisers gewesen ist, rührend bewahrt worden und durch die Bindemannsche Familie auf die Nachwelt gekommen.

Ein in französischer Sprache für seinen Neffen in Barth geschriebenes und „ton oncle Chev. Copin“ unterschriebenes Stammbuchblatt vom 15. August 1830 mahnt zu Pflichtbewußtsein und Gewissenstreue und preist als schicksalsstark den in gleicher Weise gottergebenen wie mutigen und festen, unerschrockenen Menschen. Dr. Copin war nur ein Jahr älter als Charlotte, welche mit 37 Jahren ihren Mann geheiratet hatte und nach einer Familienanekdote ihr Alter zunächst um 10 Jahre jünger angegeben haben soll. Von Copins Krankheit ist in schriftlicher und mündlicher Ueberlieferung verschiedentlich die Rede. Er hatte in der letzten Zeit Beschwerden am ganzen Körper, auch soll er an einer Augenkrankheit zuletzt gelitten haben. Seine Gesichtsfarbe war schon bei einem der letzten Barther Besuche sehr schlecht, das Gesicht erschien weiß mit roten Flecken. Er hinterließ nach der Familienüberlieferung mehrere Kinder erster Ehe. Das schönste Denkmal findet Dr. Copin, welchen Lagemann, der frühere preussische Regimentsprediger, einmal sogar einen „garstigen Franzosen“ nannte, in einigen Briefzeilen Johanna Bindemanns, welche ihn gut gekannt hat, vom 3. November 1842: „Obgleich ich wußte daß Copin schwach und kümmerlich war so überraschte mich die Nachricht seines Todes doch sehr, ich habe ihm mit betrübten Herzen aufrichtige Thränen nachgeweiht, er war so oft bei uns gewesen, hatte mit uns gegessen und getrunken gescherzt und gelacht in seiner Liebe blühte damals Tante Copins Lebensglück; er hatte auch vieles Gute was wir nicht vergessen wollen und uns seiner immer mit Liebe und Achtung erinnern.“

Schon Dr. Copin war ein wohlhabender Mann gewesen. Charlotte besaß außerdem ein gutes Vermögen aus der Bindemannschen Familie, welches sie bei ihren Lebzeiten schon aus Frankreich an die Barther Bindemanns hatte zurückgehen lassen. Es waren fast 8000 Taler — in jener Zeit ein beträchtlicher Wert, das Erbteil von Charlotte Copins Vater, dem im Jahre 1819 verstorbenen Barther Apotheker

Wilhelm Erdmann Bindemann. „Das Andenken an den Stifter den alten Vater Bindemann“ solle „in Liebe und Dankbarkeit“ erhalten werden, hatte Frau Bindemann am 13. März 1843 gemahnt.

Auf besondere Geltung scheint Frau Copin Wert gelegt zu haben. Aber eine Spannung zwischen dem vor allem auf seine äußere Würde bedachten Bürgermeister Billroth⁴⁾ und den Santen Billroth und Copin einerseits und den frischgebakenen ganz jungen Professorenleuten scheint gerade infolge eines wohlmeinenden Rates vom Superintendenten Lagemann nicht fühlbar geworden zu sein (Brief Lagemanns v. 16. 7. 1844). — Die Verwandten haben sich anscheinend nicht immer mit Charlottes besonderer Art abfinden können. Einen vorbildlichen neuen großen Pelztragen will sich zu Weihnachten 1844 auch Frau Superintendent Lagemann machen lassen, ähnlich „wie Copinsch ihren“. Aber ob es wohl der Großmutter lieb sein wird, wenn ihr Enkelkind, welches Frau Bindemann ähnlich zu sein scheint und „ein klein geschicktes Kind“ zu werden verspricht, der bedeutenden Großtante nachartet? „Laß sie immerhin Charlotte nennen wenn sie es so gerne will, ihrer alten Tante wird sie doch nicht ähnlich, so wenig an Geist wie an Körper“ (Amalie Lagemann, Febr. 1845). In Loitz wird Charlotte im Juli 1845 festlich empfangen, ihr mehrtägiger Besuch scheint aber doch die Verwandten, wie es wohl Frau Copins Art war, ganz in Anspruch genommen und dabei leider etwas bedrückend gewirkt zu haben. Zur Taufe von Karl Bindemanns zweiter Tochter Charlotte war von der Tante Copin in Greifswald ein grüner Samtbeutel geschenkt worden, welcher eine große silberne Medaille mit dem Bilde einer pommerschen (?) Fürstin und einem geschriebenen Spruch, wohl die ersten Verse aus „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“, enthielt. Daß Bindemann seine älteste Tochter nicht schon Charlotte genannt hatte, war ihm von seiner alten Tante sehr verargt worden. —

„Wir waren froh, als wir dies abgemacht hatten,“ schreibt Amalie Lagemann, die als Witwe in Greifswald wohnt, unter dem Eindruck eines Besuches mit einer Verwandten bei Frau Copin. Die Tante hat die Besucher „in der großen Victoria Kutsche ganz vornehm“ zu sich fahren lassen. Frau Superintendent Lagemann befand sich nicht gut, „und absagen durfte ich nicht laßen sie hätte mich in den Bann gethan.“ Und bei einer andern Gelegenheit beklagt Amalie Lagemann, daß Tante Copin und ihre Schwester durchaus kein Ohr dafür gehabt hätten, von ihrem und der Angehörigen „Leben und Begegnissen“ zu hören, daß ihnen dies alles „einerlei“ sei. Dabei ist

⁴⁾ Großvater des berühmten Chirurgen Theodor Billroth (1829—94).

zu bedenken, daß Frau Copin damals infolge eines Falles vielleicht besonders unaufgelegt war. Natürlich handelt es sich in allen diesen, wenn auch sehr wahrhaftigen Brief- und Tagebuchäußerungen um persönlichste Meinungen, welche vom Augenblick und der Stimmung mitgegeben werden (Tagebuch Lagemanns v. 9.—13. 7. u. v. 15. 8. 1845, Briefe Amalie Lagemanns v. 14. 2. 1854 (?) und v. 23. 8. 1854).

Jugendliche Frische, welche sich in körperlicher Gesundheit, gesellschaftlicher Beweglichkeit und geistig-künstlerischer Lebendigkeit zeigt, bleibt — auch nach der mündlichen Ueberlieferung — der Tante Copin bis ins Alter. „Die alten Santen die viel älter sind als wir alle, sind die kräftigsten und gesundesten, jeden Tag in Gesellschaft ist ihnen nichts, und machen immer Pläne zu Concerte und Schauspiel Besuchen.“ Charlotte Copin, geborene Bindemann — ein Kind noch der siebziger Jahre des Siebzehnhundert, welches vor der geistigen Umwälzung der französischen Revolution aufgewachsen war, — erschien, nach der Familienüberlieferung, als würdevolle Dame. Sie wirkte auch „imponierend“, mag sie auch in ihrer Umwelt öfters nicht verstanden sein. Folgende Anekdote ist in zweierlei Hinsicht dafür kennzeichnend. Die Gesellschafterin von Frau Billroth hatte in Gegenwart der beiden alten Damen Doktorin Copin und Geheimrätin Billroth sowie der Frau Superintendent Lagemann gesagt, „sie hätte gesehen, daß Frau Gesterding über die Copin beim Weggehen aus der Gesellschaft gelacht hätte. Schweig, schweig! riefen sie immer wechselseitig, willst du wohl schweigen!, als sie sich rechtfertigen wollte, und daß in meiner Gegenwart, sie behandelten sie auch zu übermäßig, ihr war auch das Weinen näher als das Lachen. Aber wenn sie sich ausgesprochen dann glaube ich haben sie auch alles vergesen.“ (A. Lagemann, 28. 1. 1854).

Einsamkeit kann Frau Copin nicht ertragen. Als sie im Herbst 1854 an Grippe erkrankt gewesen ist und dann mit ihrem alten Magenleiden zu tun hat, muß Frau Lagemann oft bei ihr sich aufhalten, denn sie kann „nicht allein sein, es ist ihr die größte Qual, daher bittet und quält sie mich sie zu besuchen“ (A. Lagemann, 8. 10. 1854). Eine ganz ähnliche Brieffstelle kommt im Briefe von Frau Maria Bindemann, 28. 4. 1858, vor. Auch im Jahre 1855 leidet Charlotte Copin auf ähnliche Art. Sie beklagt am 22. Juni ihrem Neffen Karl Bindemann gegenüber ihr Magenleiden, welches auf ihre geistige Fähigkeit wirke und sie kraftlos und unentschlossen mache. Sie bedauert, daß sie nicht mit ihrem Neffen vereint sei. „Es wird mir so schwer, fremde, wen auch mir durch Dörtchen Verwandte, und so Brave Menschen in meine Angelegenheiten zu mischen,



Aufn. Hermann Fischer, Braunschweig

Waldrand

Aus „Mein buntes Buch“. Naturskilderungen von Hermann Löns.
Mit 155 Naturaufnahmen von Hermann Fischer. Adolf Sponholz Verlag, Hannover. In Leinen geb. 4,80 RM.

den wie gern ich auch dankbar sein will, so ist mir doch das rechte Mittel hierzu unbekandt, und es sezt auch in Verlegenheit so alles, alles andern mitzutheilen. — Wie unbeschreiblich gerne wäre ich 8 Tage nur bei dir, jetzt ist aber Malchen noch dort, und so gerne ich mit ihr sein mögte, so kan ich diß doch nicht wollen. Meine Schwester ist hir glücklich, sie hatte ihre Kinder hir, und hatt einen Sinn der sie imer nach neuen Veränderungen streben läßt, die sie den hir auch reichlich findet — Ich hingegen liebe eine einförmige stillere Häußlichkeit, nur das Allein Leben, allein Gehen und handeln ist mir wie das Gehen bei meinem Körperbau so schwer. — Es haben sich schon mehrere junge Mädgen bei mir angeboten, aber, die, welche so Lachen und fröhlich in die Welt blicken, können meinen stilleren, oft trüben Sinn so wenig wie ich ihre Heiterkeit ertragen! — Ich will meinen Schöpfer nicht meistern, aber er solle doch die so allein stehenden ein wenig früher abfordern. — Vergieb mein guter Carl meine Klagen, es thut mir wohl mich gegen Dich auszusprechen. — Indes sei es nun auch genug. Schreibe mir Bald, und Grüße allen die ich Liebe. — Deine treue Tante Copin.“

Auch im nächsten erhaltenen Brief, dem vom 17. Dezember dieses Jahres, hat sie in Greifswald „keine Ruhe.“ Schwer lasten die Jahre auf ihr, und sie fühlt „die Einsamkeit“, in welcher sie leben muß, jedes Jahr mehr. Warum Gott sie auf dieser Welt lasse, „biß wir uns selbst und andern lästig sind!“ — Weiter heißt es: „Daß Weihnachtfest naht, und schwer wird es mir für die Freuden der Jugend zu sorgen, die mir doch eigentlich nicht so nah stehen als Ihr meine Lieben Kinder. Du mein Lieber findest hirin ein Blättchen von 10 thaler, welches ich dich Bitte zur Freude Deiner Kinder zu verwenden. Anfre Marie kent am Besten die kleinen Bedürfnisse ihrer Kinder, und haben die guten Aeltern dan die Güte zu sagen „— diß kömt Von Tante Copin, so ist mein Wunsch erfüllt. — Wie unbeschreiblich gern hätte ich ein Weesen um mich die ich zu rath ziehen, und freundlich mit ihr Leben könnte“, allein die beschränkte Wohnung verhindere dies. Die an sich guten Leute im Hause genügten ihr nicht. Auch Karl, zu dem sie klage, könne ihr nicht helfen, sondern nur „Geduld empfehlen, und Gott bitten daß mein Ende nicht mehr fern sei!“ — — Unterschrieben ist der Brief: „Mitt innigster Liebe deine Tante Copin.“

In diese Zeit fallen die regelmäßigen Besuche der Tante Copin in der Familie ihres Neffen in Grimmen, welche allein in der Erinnerung meiner hochbejahrten Verwandten in Quedlinburg noch lebendig blieben⁵⁾. Die Tante

Copin besuchte mit ihrer Schwester die Angehörigen jedes Jahr. Die Kinder mußten bei diesen Besuchen äußerst artig sein, auch gegen ihre Neigung den Großtanten die Hand küssen, zogen es aber vor, in den Toilettesachen der alten Damen zu stöbern. Besonders mittheilungsam erschienen die Tanten nicht, vielleicht lag es auch daran, daß die Kinder zurückgehalten wurden. Ueber politische Ereignisse zu sprechen, war damals nicht „Mode“. Die Tante Billroth erschien ihrer Großnichte Elisabeth herzlicher als die vielleicht etwas mehr gehaltene Schwester, wenn diese auch durchaus nicht reserviert war und ihr Wesen in einer andern Ueberlieferung „liebepoll“ genannt wurde. Die Tante Copin hatte etwas recht Freundliches, vor allem aber war sie äußerst „sentenziös“ in ihrem Wesen, ohne auf die Kinder bedeutender als andere Greifswalder Damen — wie beispielsweise die Angehörigen der Familie Baier — zu wirken.

Sie erzählte sehr hübsch und war dabei öfter sehr gerührt. Besonderen Eindruck machte eine Geschichte, welche in der Laube während des Kaffees — ebenso wie andre Geschichten — erzählt wurde. Eigenartig ist, daß diese Erzählung von der Großnichte als ein persönliches Jugenderlebnis Charlottes aufgefaßt wurde. Die Geschichte betraf nach ihrer Erinnerung die unerwiderte leidenschaftliche Liebe eines Spaniers — aus der Erzählung ist sein Name oder der seines Dieners („Imes“) im Gedächtnis geblieben —, der vielleicht, bevor Copin nach Barth, zum zweiten Mal?, gekommen, dort in Quartier gelegen haben sollte. Freundlichkeit ihm gegenüber konnte nicht geheuchelt werden, und ein oberflächliches Erleben zu suchen, hätte den in dieser Beziehung „tugendhaft“ erzogenen Schwestern nicht entsprochen. Ob es sich hier nicht, in der Erinnerung über mehr als 8 Jahrzehnte hin, um die Erzählung einer erdichteten romantischen Geschichte — vielleicht aus einem der Musenalmanache oder Frauentaschenbücher aus den ersten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, die aus dem Nachlaß der beiden Schwestern teilweise noch vorhanden sind, — handelt? Eine solche hätte ja, derartig lebendig wiedergegeben, dem Kinde als ein wahres Erlebnis seiner Verwandten vorkommen können. Jedenfalls wirkte die Erzählung dieser Episode sehr rührend, sie rief unendliche Tränen bei der etwa zehnjährigen Großnichte hervor. — Frau Copin, welche höchstwahrscheinlich auch ein neuentdeckter Schattenriß darstellt, hatte eine gute Figur und war nach der Erinnerung ihrer Großnichte mäßig, nicht übertrieben stark. Ihr Haar trug sie über der Stirn nach oben zurückgeschlagen, und sie hatte Löckchen an den Schläfen, Frau Billroth trug das Haar in der Mitte gescheitelt.

In jenen Jahren ist in der Bindemannschen Familie von meiner Urgroßtante Frau

⁵⁾ Fräulein Elisabeth Bindemann, geb. 30. April 1843 in Greifswald, starb als die älteste akademische Malerin Deutschlands am 16. Februar 1936 in Quedlinburg.

Amalie Lagemann öfters von einem bedeutsamen Umstand gesprochen worden, welcher schließlich die Lösung des Verlöbnißes mit Ernst Moriz Arndt durch Charlotte äußerlich veranlaßt habe. Nachdem Arndt seiner Braut nahegelegt hätte, ihm als Gattin nach Schweden zu folgen, sei an die Hochzeit gedacht worden, und das Brautkleid wäre schon fertiggestellt gewesen. Darauf sei Charlotte mit ihr, der damals noch unverheirateten Schwägerin ihres Bruders, von Barth in einem Wagen nach Rostock zur Zeit des Marktes (also wohl innerhalb der beiden Wochen nach Pfingsten) gefahren, um von dort das Brautkleid zu holen. Charlottes Mutter stammte ja aus Rostock. Leider wurde auf der Reise das weißseidene Kleid verloren. Charlotte habe dies als schweres Vorzeichen aufgefaßt und in diesem Zusammenhang die Verlobung aufgelöst!

Die Besuche Charlottes in den fünfziger Jahren sind auch in Greifswald erwidert worden. Und noch bis jetzt bestand die Erinnerung an jenen letzten Briefwechsel mit Ernst Moriz Arndt in Bonn. Auf einen anfragenden Brief von Charlotte, als auch sie 80 Jahre alt gewesen, habe Arndt feurig und enthusiastisch geantwortet, und daraufhin sei etwa auf zwei Jahre, bis zum Tode Charlottes, ein Briefwechsel von unbeschreiblicher Innigkeit gefolgt, welcher die Tante hochbeglückte. „O Du Meine, Meine,“ — diese Anrede hatte Elisabeth Bindemann von jenen Stunden behalten, als die Briefe Arndts in der Wohnung Charlotte Copins vorgelesen wurden und nach einer andern Ueberlieferung Frau Copin sehr oft und gern von Ernst Moriz Arndt sprach⁶⁾. Die erwähnten Worte erinnern an ein Gedicht Arndts auf die Geliebte und berühren die von Paul Hermann Ruth gefundene Beziehung zu Hölderlins Hyperion. Bei jedem Besuche der Angehörigen habe es sogleich geheißen: „Hat auch Arndt geschrieben?“ Einer dieser leider verlorenen Briefe ist in Abschrift entdeckt und auch veröffentlicht worden. Seine wesentlichsten Abschnitte gehören in den Zusammenhang.

Am 4. Tage des „Wintermonds“ 1858 schreibt Arndt nach Greifswald: „Ein gutes Jahr und Freude und Mut und Gesundheit, liebste Lotte.“ 88 Jahre sei er geworden und wieder gesund nach einer Grippe, durch Gott ohne Arzt und Apotheker. „Ja, viel Freude, liebste Lotte,

⁶⁾ Hier wie in der Bezeichnung „liebevoll“ für Charlotte Copin sowie auch der Erwähnung einer „Augenkrankheit“ als Todesursache ihres Mannes hielt ich mich an freundlichst früher gegebene schriftliche Angaben (Demmin, 15. 11. 1916) der am 18. 2. 1917 verstorbenen Frau Caroline Landt geb. Richter, einstigen langjährigen Gesellschafterin der Tante Billvoth. — Den nachher größtenteils wiedergegebenen Brief veröffentlichte Dr. Erich Gülzow in: Heimatleiv un Mudder-spraak, 12, 31 (19. 7. 1933).

aber keine Freude größer als die durch Deine lieben, freundlichen Zeilen. Es ist kein ver-schimmeltes, verrostetes Wort, sondern ein deut-scher Spruch stahlhellen Glanzes, das Wort: „Alte Liebe rostet nicht“. Wir sind jung ge-wesen und beide schon sehr alt geworden, und doch — und doch — was würde ich sein, was würde ich haben, wenn meine Jugend nicht edle Bilder schöner Liebe gefunden hätte? — O die Jugend, liebstes Herz! Man hat sovielen wohl-feile Gemeinplätze, ihr allerlei dummes Zeug nachzusagen. Ihre Leichtigkeit und Flügelig-keit hat bei Menschen, welchen einige feuri-gere Freuden durch die Brust wehen, viel mehr Unschuld, weit mehr idealen Flug, als ge-meine Seelen faßeln. Ich lebe noch, gottlob, noch oft und viel in dem Athem und Licht meiner Zwanziger und Dreißigerjahre. Da wo alle die frischesten Blumen des Daseins sich entfalten, da wo auch das sich entfaltet, was man oft in gewöhnlichem Sinne die Liebe nennt, wird der feurigere geistigere Mensch mitten im lebendigsten Triebe auch des höchsten Triebes sich wundersam bewußt: selbst ein matter Mensch, nur von einem bischen Liebe angefaßt, doch hat er ein wenig Sternenschwe-bung und Sternenhebung. — — So bin ich denn 88 Jahre alt geworden und vernehme mit Freude von Alwine [Kosogarten], daß auch dein liebes Herz, was ich aus deinen Worten wohl gefühlt habe, noch seinen grünen Mai-blumenplatz hat.“ Dann spricht er über die Aussicht, daß noch einige Jahre Frist ihm von Gott vielleicht gegeben werden, im Rückblick auf eine Erfahrung gesunder Jugendzeit. „Gott behüte und erfreue Dich in diesem Jahre! Viele Grüße von uns an Doris. — Dein treuer Freund E. M. Arndt.“

Schon fast vier Jahre vor ihrem Tode hatte Frau Copin ein ähnliches Mißgeschick wie jenen letzten unglücklichen Fall. Während der Abwesenheit ihrer Verwandten Frau Lagemann von Greifswald hat sie sich im Sommer 1854 die Hand verstaucht. Sie war beim Aus-ziehen einer Kommodenschublade gestolpert und hatte sich dabei auf die Hand gestützt. Infolge- dessen konnte sie die nächste Zeit noch nicht stricken oder etwas mit der Hand festhalten (Amalie Lagemann, 23. 8. 1854, ähnlich Fami-lienüberlieferung). — Die Segenswünsche des Jugendgeliebten schienen für das Jahr 1858 zu-nächst und teilweise sich zu erfüllen. „Tante Copin ist immer noch rüstig, im Gemüthe aber sehr lebensfatt“ (Maria Bindemann geb. Lagemann, Grimmen, 1. 7. 1858, an ihre ältesten Töchter nach Droyßig). Ueber das Verhältnis der beiden alten Schwestern zueinander ist eine Briefschilderung aus diesem Jahre (M. Binde-mann, 28. 4. 1858) nicht ohne Bedeutung. Ein größerer Verwandtenkreis, den zu Mittag die Tante Copin gehabt hat, wird bei Frau Bill-

roth vorgelassen, die nach Aussage des Arztes in den letzten Zügen liegt. „Tante Copin, welche sie nicht zu ihr lassen wollten, blieb nun aber doch an ihrem Bett und diese letzte stumme Zwiegespräch der alten Schwestern war mir sehr ergreifend.“ Das Schicksal hat es dann gewollt, daß Dorothea Billroth ihre Schwester Charlotte Copin um fast ein Jahrzehnt — bis zum 29. Dezember 1867 — überleben sollte.

Am 5. Juli 1858 erlitt Frau Copin jenen schweren Oberschenkelbruch, der ihren Tod herbeiführen sollte: „Tante Copin hat sich bis jetzt sehr leidlich befunden und sie [die an schwer geschwollenen Füßen erkrankte und kaum bewegungsfähige

Schwester Dorothea Billroth] auch noch öfter besucht und nun hat die arme alte Frau das Unglück gehabt, am Montagabend beim zu Bett gehen in der Stube zu fallen und das Bein über dem Knie zu brechen. Die alte Hanne [Dienerin von Frau Copin] holt gleich Dr. Bengelsdorf, der einen vorläufigen Verband anlegt und am andern Morgen kommt Prof. Bardeleben mit allen Apparaten und Erleichterungen der neuesten Chirurgie und legt

Tante Copin einen Gipsverband an. Sie soll nicht zu große Schmerzen gehabt haben und auch leidlich wohl sein, bei ihrem hohen Alter ist aber ein Beinbruch doch immer ein sehr großes Leiden. Ihr könnt denken, wie uns diese Nachricht bestürzt hat. Alle aber hoffen doch noch Heilung“ (Maria Bindemann geb. Lagemann, an ihre Töchter Elisabeth und Charlotte, 2. Juliwoche 1858).

Frau Superintendent Bindemann muß dann ihren Töchtern von dem „Vorwurfsbrief“ der Tante Billroth berichten. Dieser Brief ist im Nachlaß erhalten geblieben: „Greifswald d. 17. t. (Juli 58). Meine lieben Kinder! — Wir können es alle nicht begreifen das sich keiner von Euch nach der armen Tante Copin umsieht die mit einem schweren Lendenbruch, seit 14 Tagen unter den Händen der Ärzte liegt und bey ihren Schweren Körper nur durch 4 Mann kan Regiert werden — Heute ist Sie

recht krank; alles (= also?), — wen ihr sie sehen wollt so ist es die Höchste Zeit — Dis Schreibe ich mit Schwacher Hand die Füße versagen mir noch ihren Dienst nun nichts weiter — Wer da kömt, kome erst zu mir [...] Dorothea Billroth.“

Am 21. Juli 1858 heißt es, daß „heute Mittag ein recht betrübender [Brief] aus Greifswald ankam, worin die arme Tante Copin bitten ließ zu ihr zu kommen, da sie glaubte, zu sterben. Sie liegt schwer darnieder

an ihrem Beinbruch nun schon 14 Tage in dieser Hitze. — Auf diesen Brief ist . . . Papa [Superintendent Bindemann] sogleich mit der Post dahin gereist und wir wollen morgen früh um 5 Uhr ebenfalls nach Greifswald. Ich fürchte doch, daß dieses schwere Leiden zum Tode führet.“

Nach einer vorübergehenden Besserung des Befindens⁷⁾ ist am Morgen des 30. Juli 1858 Charlotte Copin geb. Bindemann in Greifswald sanft entschlafen. Dem alten Ernst Moriz Arndt in Bonn, dem deutschen Reden am Rhein, blieb nun über die graue Wand des Todes nur die Erinnerung an die „schöne reiche Seele der Seligen, in einem weiland schönsten Leibe, — ein unsterbliches Andenken und — eine geistige Erquickung.“ An Frau Alwine Baier geb. Rose-



Charlotte Copin geb. Bindemann
Aufn. Dr. Franz Kobes

garten in Greifswald, die Witwe Pastor Hermann Baiers in Altenkirchen, sind diese Worte gerichtet. An ihrer Hand hatte die Enkelin Frau Baiers, etwa ein Jahr vor Charlottes Hinscheiden, als siebenjähriges Kind Frau Dr. Copin besucht, und die „schöne Greisin“ blieb auch in ihrer Erinnerung. — Charlotte Copins edle Erscheinung mit den ganz nordischen Zügen, welchen ihre Blauäugigkeit und Blondheit und die mittelgroße kräftige Ge-

⁷⁾ Vgl. hier und zum folgenden: Maria Bindemann, Br. v. 2. 8. 1858, und Tagebuchstelle v. 30. 7. 1858, auch in Bindemanns „Rückblicken“, S. 272/73. — Brief Arndts v. 10. 8. 1858 bei: A. Hofer. E. M. Arndt und die Universität Greifswald. — Marie Mithlaff geb. Pauls († 21. 10. 1929) in: Greifsw. Ztg. v. 29. 12. 1919, inhaltlich auch in: Unser Pommernland, 1921, S. 354.

stalt entsprach, wird durch das unlängst bei ihrer 92jährigen Großnichte von mir gefundene Bild uns noch vertrauter als auf dem vor achtzehn Jahren in „Unser Pommerland“ veröffentlichten Altersbilde. — 80 Jahre etwa sind wiederum, seitdem die Bilder Charlottes die Nahstehenden beglückten, vorüber. Ob auch dieses gute, vielleicht nach einer früheren Daguerrtypie hergestellte Lichtbild Ernst Moritz Arndt bekannt war? Auf jenem andern Bilde hält Charlotte, wie das nähere Anschauen es mir deutlich machte, in ihrer Hand einen in hellblauer Farbe wiedergegebenen Strauß von Vergißmeinnichtblumen. Dem Bilde der damals Achtzigjährigen, möchte ich annehmen, gelten des Dichters rührende Zeilen im „Widerschein der Vergangenheit“ an die alt gewordene Herzgeliebte, welcher jenes Blümlein Vergißmeinnicht hold bleiben möchte, das höchste, goldne Schätze gewährt, da es die Herzen erschließt:

— — „Viel tausend Dank für süße Zeichen, wodurch die halbjahrhundertbleichen Gebilde neu lebendig sind.“ — —

Franz Mahlke zum Gruß

Von Dr. Franz Lüdtke

Am 29. Mai 1935 hatte dieser Dichter unseres Ostlands, der auch den Lesern von „Unser Pommerland“ kein Unbekannter ist, das „Fünzigste“ vollendet. Ihm nachträglich in dieser Zeitschrift Worte des Gedenkens zu widmen, ist uns eine gern erfüllte Aufgabe.

Du hast Deinen Geburtstag ganz in der Stille verlebt, lieber Franz Mahlke, fern von der lauten Stadt Berlin, in märkischer Einsamkeit am Wolziger See, wo Du Dein Dichterheim hast; nur mit Deinem „besten Kameraden“, Deiner Frau, deren „liebe, leise Hände“ immer um Dich sind.

Denn Du bist einer der Stillen, wenn Dich auch inmitten der Weltstadt Dein Lehrerberuf in das fröhliche Gewimmel und Getümmel vieler hundert Kinder gestellt hat.

Ja, Du verstehst es, das Laute, das nun einmal sein muß, durch das Stille, das in Dir ist, zu übergolden. Du versöhnst die Gegensätze, weil die große Innenschau und das tiefe Erfühlen des Wesentlichen zur Kraft in Dir wurde.

Du wolltest nicht gefeiert werden, lieber Franz Mahlke; Du lehntest das ab. So bringen wir Dir unsern Dank, daß Du als Deutscher und Ostdeutscher schaffst — und daß Du so bist, wie Du bist; daß Du das Wunderbare, das Dir der Schöpfer mitgab, nicht vertan,

sondern gepflegt hast: in Deinem Volk, das Du liebst, doch Du selbst zu sein.

Nun will ich aber denen, die manches von Deinen Gedichten, Worten und Erzählungen lasen, ein wenig von Dir berichten. —

Ein Kind der ostmärkischen Heimat, auch mit pommerscher Erde eng verbunden, ist Franz Mahlke, in Westpreußen, der heutigen Grenzmark, geboren, in Hammerstein, auf dessen Truppenübungsplatz die Jungen sich des bunten soldatischen Treibens erfreuten. Aber der Knabe fand noch ein anderes Zuhause, die „Bezirke des Seelischen“. Er sah die Blumen und die Vögel, die Sterne und die Weiten, er spürte den Wind und das deutsche Schicksal — und wurde Dichter. Ja, Dichter aus vollem Herzen, der uns mit seinen Augen schauen läßt, was Heimat und Welt an Schönheit zu eigen haben. Ich möchte aus seinen Versen so vieles hierher setzen, um an seiner Freude anderen Freude zu geben.

Erntedank

Der Erntefeuer blaue Fahnen wehen
Nun felderweit; es knarren schwere Wagen
Auf allen Wegen dorfwärts. Pappeln sehen
Den Wagen nach, die soviel Früchte tragen.

Ein alter Bauer steht vorm Dorf, die Hände
Faltend, barhäuptig, Abendgold im dünnen Haar.
Er nickt: Gott ist, wie er vor tausend Jahren war,
Und wird es bleiben — Güte ohne Ende.

Die Abendglocke singt; die Linden stehen
Am Kirchplatz im Gebet wie gute Greise.
Ein Dank ist jedes Vogels schlichte Weise,
Wenn blau der Erntefeuer Fahnen wehen.

Franz Mahlke, in dessen Adern von pommerschen und Salzburger Ahnen her Bauernblut rinnt, bleibt im Innersten der Scholle verwurzelt, und was er an den Kindern der Arbeiterviertel Neuköllns tut, ist wie Schollenpflicht und Bauerntum. Er hegt das Feld, sät, erntet . . . und — glaubt.

Ein Bauer betet

Ein müder Bauer schreitet heim durchs Abendrot,
Die Knochenfaust verklammert um den Sensenschaft.
In hingefunkenen Ähren träumt das neue Brot.

Die Stoppeln streichen um den Fuß — er hemmt den Schritt,
Er senkt den Sensenschaft; sacht senkt sich auch das Haupt.
Es spricht sein Herz, und seine Lippen gehen mit.

Der Wald im Westen, jede Federwolke loht —
Ein Bauer betet — — schultert stumm den Sensenschaft
Und schreitet heim, voll Glaubens an sein Morgenrot.

Franz Mahlke, der im Posener Land in den Kreisen Kolmar und Czarnikau wirkte, der als Soldat in Rußland stand, der als Berliner

Lehrer neben vieler Arbeit und dichterischem Schaffen noch Zeit fand, zum Volkserzieher zu reifen und sein Bestes den Menschen zu schenken, der heute als Leiter einer großen Neuföllner Schule und als treuer Kämpfer für die Kultur des Dritten Reiches wahren Aufbau dient — er kannte seit je nur eine Liebe: die Pflicht, und nur eine Pflicht: die Liebe. In Novemberrevolte, Streik und Arbeitsscheu prägte er den Satz: „Es gibt nur einen Adel: den der Arbeit.“ Arbeit ist ihm Sittengesetz, innere Sonne der Arbeit Lohn.

Zutiefst mit der Heimat verbunden, die er immer wieder aufsucht und aus deren Notzeit er erschütternde Skizzen schrieb, weitet er seine Liebe ins ganze Deutschland, zu Volk, Volkstum, Volksgemeinschaft. Das alles sind lebendige Werte in ihm. Und so wie er Deutschland liebt, so liebt er die Natur, die „Wunder der uralten Erde“, sich eins wissend mit dem All, dem ganzen Reich göttlicher Schöpfung. Aus diesem Einssein erwächst seine Religion, sein Wissen um das Ewige. Nicht in konfessioneller Begrenzung, sondern im Aufschließen der Seele, im Strömen aller Seinskräfte empfindet er Gott. Sein Leben ist ein einziges Frommsein, aber nicht im Sinn dogmatischer Starrheit, sondern in jenem praktischen Christentum, das „dem Leben dient“. So sieht er Gott auch in dem Glauben der Väter; so findet er auch hier die beglückende Einheit, die kein Zerreißen duldet, sondern zur Geborgenheit des Menschen in Volk, Heimat und All führt.

Wie die Väter

Wir wollen wie die Väter in die Wälder gehen.
Damit wir unsere alten starken Götter sehen.
Wo ihre Dome sie aus Wolkenquadern türmen,
Wo sie donnernd stürzen und mit Blitzen stürmen.
Wo sie in Nebelbetten weiter Wiesen ruhen,
Von Elfen scheu umhulft in geisterleisen Schuhen.

An Scheit und Reifig wollen wir das Feuer legen
Und wollen unsere heiligen Flammenzeichen hegen.
Als Feuerräder stürzen sie in dunkle Schluchten —
Und selber singend festen Schrittes bergwärts wuchten.

Das alte Fiedellied tanzt mit den frischen Winden.
Es winkt ein Lindenbaum, der will uns Herberg geben.
Weil wir in engen Mauern keine Heimat finden,
Drum wollen wir mit unseren alten Göttern leben.

Von Franz Mahlkes mancherlei Büchern sei hier vor allem „Das heilige Leben“ genannt, eine Sammlung seiner feinen, dabei so eindringlichen Verse. In seinen Prosaschriften formt er, wie zarte Plastiken, die Bilder deutscher Dichter: Hans Sachs, Matthias Claudius, Brentano, Mörike. Wie werden sie — wie wird der Kreis, in dem sie stehen, lebendig! Wie schließen sich bei ihnen Men-

schen- und Dichtertum zur inneren Einheit zusammen!

Und so ist's bei Franz Mahlke selbst: auch sein Menschen- und Dichtertum sind unlöslich verwoben. Wir Ostdeutsche aber freuen uns, daß er einer der Unseren ist, und grüßen ihn, den Dichter und Menschen unseres Wesens, unseres Blutes, unserer Heimat.

Pommersche Moore als Rohstoffquellen für die chemische Industrie

Von Dipl.-Ingenieur W. Zwi e g, Karlsruhe

Die gewaltige Bedeutung der deutschen chemischen Industrie für die nationale Wirtschaft ist allgemein bekannt. So steht sie beispielsweise im Export mit einer Warenausfuhr im Werte von 660 Millionen Mark für das Jahr 1934 weitaus an der Spitze aller deutschen Industriezweige. Es liegt jedoch im Wesen der chemischen Industrie, daß sie wie keine zweite auf der direkten Verarbeitung von in- und ausländischen Rohstoffen aufgebaut ist.

Während man sich in früheren Jahren über die Rohstoffbeschaffung wenig Kopfzerbrechen machte, erfordert die heutige Devisenverknappung gebieterisch, nach heimischen Rohstoffen Umschau zu halten und deren Verwendungsmöglichkeiten zu erforschen.

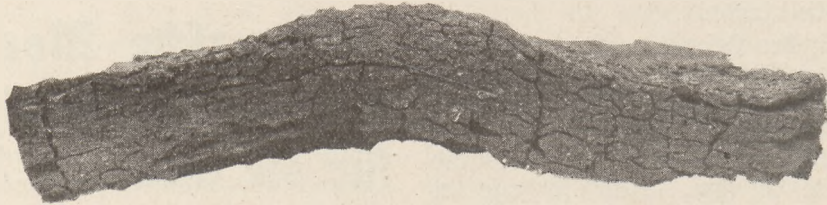
In diesem Zusammenhang dürfte es interessant sein zu erfahren, daß auch Pommern zur Lösung der vorgezeichneten Aufgabe einen wertvollen Beitrag leisten kann. Wie andere benachbarte Gebiete der norddeutschen Seengebietes weist auch Pommern einen großen Reichtum an sogenannten Hoch- und Zwischenmooren auf. Wenig bekannt dürfte indessen die Tatsache sein, daß gerade diese Moore wichtige Rohstofflager darstellen, ihrer Erschließung aber noch harren.

Die Bedeutung der Moore lag bisher lediglich auf dem Gebiet der Gewinnung von Torf als Brennstoff und Streumittel. Infolge seiner geringen Heizkraft gegenüber den hochwertigen Stein- und Braunkohlen trat jedoch der Torf als Brennstoff mit der Zeit in Deutschland immer mehr in den Hintergrund, wie damit ganz allgemein das Interesse für die Moore überhaupt schwand. Erst die Gegenwart muß uns veranlassen, unseren Blick erneut auf jene Hoch- und Zwischenmoore zu lenken.

Bei einem Studium ihres Aufbaues kann man feststellen, daß hier ähnliche geologische Verhältnisse wie bei der Steinkohle vorliegen.

Bei letzterer wird das Liegende der Glanzkohlen in der Regel von Mattkohlen gebildet, die in Gestalt der glanzlosen Cannelkohle bekannt sind. Infolge ihres hohen Bitumengehaltes werden sie sowohl für die Schwelung als auch für die Hydrierung (Verölung) bevorzugt. Entsprechend findet man als Liegendes des gewöhnlichen Moostorfes ein im frischen Zustande graues bis rotbraunes elastisches Material. Wegen seiner Beschaffenheit und seines Aussehens hat ihm der Volksmund die Bezeich-

Wie Untersuchungen durch verschiedene Naturforscher ergeben haben, enthält der Schieferatorf u. a. chemisch zum Teil recht widerstandsfähige Reste ehemaliger Mikrofauna und Mikroflora. Unter dem Mikroskop sind u. a. eine Unmenge von Riesen-, Birken- und Weidenpollen, wenige Algen, Schildfarn- und Moossporen sowie auch Samen der weißen See-rose zu erkennen. Entsprechend seinem eigenartigen biologisch-botanischem Aufbau läßt sich der Schieferatorf in chemischer Beziehung als ein



Luft. W. Zwieg

Schieferatorf

nung Hummitorf gegeben, wegen seines schieferartigen Aufblätterns beim schnellen Trocknen an der Sonne auch den Namen Schieferatorf. Im lufttrockenen Zustande ist das Material dicht und hart und zeichnet sich durch einen auffallend hohen Gehalt an Bitumen aus. Unter Bitumen faßt man bekanntlich die Gesamtheit der Teerbildner wie Wachse, Harze, Fette und Öle zusammen. Die Entstehung des Schieferatorfes ist in geologischer und biologisch-chemischer Hinsicht an das Vorhandensein ab- und zuflußloser Mulden bezw. an das Vorkommen einer gewissen Mikroflora und Mikrofauna gebunden.

Im allgemeinen befindet sich bei allen schieferatorfhaltigen Hoch- und Zwischenmooren über dem Schieferatorf stets eine mehr oder minder starke Moostorflage und über dieser die sogenannte Abraumsschicht. Nach unten schließen sich an den Schieferatorf in der Regel tonige Schichten an, durch die das eigentliche Moor vom Grundwasser abgeschlossen wird. Die Mächtigkeit des abbaufähigen Schieferatorfes schwankt selbstverständlich in weiten Grenzen und nimmt gegen die Mitte einer Mulde hin zu. So weist beispielsweise ein sehr bedeutendes, bereits entwässertes Hochmoor in Zentralpommern eine 40 cm starke Schicht von Schieferatorf auf. Bei einer Flächenausdehnung dieses Moores von ungefähr 800 Hektar ergibt sich unter Zugrundelegung eines spez. Gewichtes von 1 ein Gesamtvorrat von 3 Millionen Tonnen feuchten und 300 000 Tonnen trockenen verwertbaren Materials. Die zu erwartende Ausbeute dürfte schätzungsweise 30 000 Tonnen Bitumen betragen. Dem Verfasser sind indessen noch eine ganze Anzahl ebenso großer bezw. noch größerer schieferatorfhaltiger Moore in Pommern bekannt, deren Erschließung eine sehr beträchtliche Bitumenausbeute erwarten ließe.

inniges Gemisch von Zellulose, Lignin, Chitin, Wachs, Harz, Chlorophyll, Feuchtigkeit, Asche und andern Stoffen mehr bestimmen. Im Gegensatz zum gewöhnlichen Moostorf ist der Schieferatorf durch einen wesentlich kleineren Gehalt an Kohlenstoff, andererseits aber durch einen höheren Prozentsatz an chemisch-gebundenem Wasserstoff und Stickstoff gekennzeichnet.

Die Gewinnung des Schieferatorfes kann von Hand oder mittels der bekannten Torfstechmaschinen erfolgen. Während die kleineren Typen von Hand bedient werden, sind die größeren mit Motorantrieb ausgerüstet. Die Leistung der größeren Bauarten beläuft sich im Durchschnitt auf 15–16 Kubikmeter pro Stunde. Das frisch geförderte und zu Soden geschnittene Rohmaterial wird am besten nach Art der Lehmziegeltdrohung in besonderen Schuppen an der Luft getrocknet, sodann gebrochen und gemahlen. In diesem Zustande wird der Schieferatorf in dampfbeheizten Extraktoren besonderer Konstruktion unter Zuhilfenahme geeigneter höher siedender Lösungsmittel extrahiert, wobei das Bitumen allmählich in Lösung geht. Zur Trennung des Bitumens vom Lösungsmittel unterwirft man die bitumenhaltige Lösung in Destillationsblasen einer schonenden Destillation. Hierbei verdampft das Lösungsmittel, verdichtet sich aber anschließend wieder in nachgeschalteten Kühlern, sodaß es weiteren Extraktionsprozessen von neuem zugeführt werden kann. Das in den Destillationsblasen zurückgebliebene Bitumen wird noch heiß in Kühlpfannen abgelassen, wo es erstarrt. Es kann nunmehr als sogenanntes Rohbitumen in den Handel gehen, um verschiedenen Industriezweigen als Ausgangsstoff bei der Herstellung wichtiger Erzeugnisse zu dienen.

Auf Grund der Tatsache, daß das Schieferatorfbitumen bezüglich seiner Eigenschaften weitgehend dem aus mitteldeutscher Braun-

kohle gewonnenen Montanwachs entspricht, sind auch seine Verwendungsmöglichkeiten fast die gleichen wie die des Montanwachses.

So kann das Bitumen in rohem oder gebleichtem Zustande u. a. zu Möbelpolituren, Schuhcreme, Schmierfetten, Kerzen, Kandelwachs, Isoliermassen, Bohnermassen, konsistenten Fetten, Automobilpolierwachs und Walzenbriketts verarbeitet werden. Eine große Bedeutung kommt dem Bitumen heute im modernen Straßenbau zu. Die zunehmende Verbreitung der Teerstraßen brachte es mit sich, daß man der Qualität des Straßenteeres in steigendem Maße Beachtung schenkte und immer mehr dazu überging, durch Zumischung von Bitumen zum Straßenteer zähflüssigere Teere zu erhalten. Während heute noch allgemein das hierzu benötigte Bitumen meist aus Mexiko und Trinidad eingeführt werden muß, wäre es durch die Erschließung der pommerischen Schieferortlager sehr wohl möglich, diesen Bedarf an Bitumen zu einem gewissen Teil im Inland zu decken. Die durch höheren Schwefelgehalt und damit höheren Schmelzpunkt bedingte natürliche Ueberlegen-

heit der beiden amerikanischen Bitumina läßt sich zum größten Teil durch entsprechende Behandlung mit deutschem aus Steinkohlengas gewonnenem Rohschwefel ausgleichen. So beruht ein neueres Verfahren der Frankfurter Gasgesellschaft darauf, daß die erwünschte Steigerung der Zähflüssigkeit des Straßenteeres durch Kochen mit 15% Bitumen und 1% Rohschwefel erreicht wird.

Die vorstehenden Ausführungen sollten den Nachweis erbringen, daß auch Pommern in seinen großen Schieferortlagern beachtenswerte Rohstofflager besitzt, deren Erschließung aus verschiedenen Gründen angezeigt erscheint. Mit der Gewinnung neuer einheimischer Rohstoffe ginge Hand in Hand die Entstehung und Entwicklung eines neuen chemischen Industriezweiges in Pommern, der einer großen Zahl Volksgenossen wieder Arbeit und Verdienst geben würde. Vom Gesichtspunkt der Schaffung neuer Arbeitsmöglichkeiten sowie andererseits der Verlagerung gewisser industrieller Betriebe von der Stadt aufs Land würde die Gründung eines neuen Industriezweiges in Pommern auch im Sinne der starren Bestrebungen unserer Reichsregierung liegen.

Rundschau

Hans Hartig †

Durch den am 14. Februar d. J. erfolgten Heimgang des Kunstmalers Hans Hartig hat auch „Unser Pommernland“ einen überaus schmerzlichen Verlust erlitten. Wenn er auch seit 1906 in Berlin lebte, so hing der am 6. Oktober 1873 in Karwin (Kreis Kolberg-Körlin) geborene Künstler mit ganzer Liebe an seiner pommerischen Heimat und ist nicht müde geworden, ihre Landschaft immer und immer wieder mit der ganzen Eindringlichkeit liebender Vereinerung und dem Fleiß des großen Könners auf der Leinwand festzuhalten und graphisch darzustellen. Seit 2 Jahrzehnten hat er sich ausschließlich auf pommerische Motive beschränkt. Unsere Zeitschrift, deren treuer Bezieser er seit ihrem Bestehen gewesen ist, verdankt ihm eine stattliche Reihe von Original- Arbeiten, deren Veröffentlichung uns eine Freude war und von unsern Lesern als eine wertvolle Bereicherung empfunden worden ist. Von Hans Beek erschienen in „Unser Pommernland“ zum 50. Geburtstag Hans Hartigs eine Würdigung seines Schaffens (8. Jg. 1923, Heft 9), und anläßlich seines 60. Geburtstages wies derselbe Verfasser erneut auf den „ungewöhnlichen Landschaftler“ und sein Werk hin (18. Jg. 1933, Heft 78). Wir können uns daher heute darauf beschränken, die Arbeiten namhaft zu machen, die der Künstler im Laufe der letzten 15 Jahre für unsere Zeitschrift geliefert hat. Zugleich geht daraus hervor, welche Motive der Maler bevorzugte. Er erschienen:

- 1923, Heft 9: Winterabend (An der Rega),
Neuwarp (Hafenbild).
1927, Heft 1: Kirche in Groß-Justin,
Schloß Carnitz.
1928, Heft 5/6: Blick über die Badstüberbrücke auf
Treprow a. N. (Umischlagzeichnung),
Aus Boigtshagen (Bauernhof).

- 1930, Heft 11/12: Hütte Kraft in Stolzenhagen-Krahwick,
Obertal am Garzer Schrey,
Der „Blau Hut“ in Garz a. O.
1933, Heft 7/8: An der Rega in Greifenberg,
Pulverturm in Greifenberg,
Fischergarten bei Seebad Horst.
1934, Heft 7/8: Hafeneinfahrt von Uckermünde (Um-
schlagbild),
Das Uckermünder Schloß,
Das Neuwarper Rathaus.

Außerdem hat Hans Hartig die Sonderhefte „Greifenberg“ (1933) und „Uckermünde“ (1934) mit einer Anzahl reizvoller Federzeichnungen geschmückt.

Noch bei seiner letzten Anwesenheit in Stettin im vergangenen Sommer, wo er wie immer bei „Mutter Timm“ am Bollwerk wohnte, um von den Fenstern des Gasthauses den ihn immer besonders fesselnden Blick auf den Hafen zu genießen, versprach er uns aus eigenem Antrieb mit großer Bestimmtheit die Niederschrift seiner Malererinnerungen zur Veröffentlichung in unserer Zeitschrift. Nun ist er doch nicht mehr dazu gekommen. Er ist dem Herzleiden, das ihm schon damals äußerste Zurückhaltung zur Pflicht machte, erlegen. Sein Werk bleibt! (G. J.)

Erinnerungen an Hans Hartig

Von Pastor Justus Scheibert, Karnitz (Kr. Greifenberg).

Der leider zu früh heimgegangene Maler Hans Hartig, mit mir seit der Gymnasialzeit befreundet, weilte mehrere Jahre hindurch vom Frühjahr bis spät in den Herbst in meinem Pfarrhause.

Er schätzte es nicht, wenn eine größere Gesellschaft zusammenkam, war aber, wenn sie erschienen war, der unterhaltendste Mensch. Er befaß eine ganz feltene Erzählergabe. Seine Schilderungen verstand

er so humorvoll zu wützen, daß manchem bei seinen Erzählungen vor Lachen die Tränen über die Backen liefen, besonders wenn er auf seine Einjährigzeit beim 2. Gren.-Regt. in Stettin oder auf die Erlebnisse mit den Walschülern Prof. Brachts zu sprechen kam.

Er war sehr musikalisch wie die ganze Familie Hartig. Sein Vater hatte ihm keinen Musikunterricht geben lassen, weil er befürchtete, daß sein Sohn Musik studieren könnte, da er schon als Junge auf dem Klavier zu phantasieren wußte. Er konnte stundenlang Wagner'sche Musik spielen, die er besonders schätzte, was alle Musikverständigen in Erkennen setzte, da er keine Note kannte. Wenn er auf dem Harmonium oder der Orgel „Parfifal“ spielte, legte er auf die Tasten Pfeifstifte, die er einrückte bei Tönen, die mittlängen sollten, die er aber mit seinen Händen nicht erreichen konnte, indem er so versuchte, das Orchester möglichst ganz zu Gehör zu bringen. Als Frau Cosima Wagner ihn einmal hatte spielen hören, schenkte sie ihm Karten für Bayreuth. Bei seinem großen Nachahmungstalent verstand er es auch, in komischer Weise bekannte Musikgrößen bei ihrem Spiel nachzuahmen. Schon in der Verbeugung zum Publikum, im Gang zum Klaviersessel und der Art, wie er sich darauf niederließ, lag so viel Komisches, daß alles in heitere Stimmung geriet, die sich bei der Nachahmung des Spiels der verschiedenen Künstler und ihrer Gesten noch steigerte. Mehlisch war es auch, wenn er bekannte Künstler in der Art ihres Malens nachahmte.

Er besaß eine große Liebe für die Tiere. So bekam er es fertig, wenn ein von ihm geliebtes Hündchen auf dem Büffel seines Jocketts schief, dasselbe vorsichtig auszuführen, um das Tier nicht in seinem Schlaf zu stören. Für unsere Hühner hatte er stets Korn in seiner Tasche. Sie kannten ihn bald als Wohlthäter und kamen von allen Seiten angerannt, wenn er sich auf dem Hofe blicken ließ, und begleiteten ihn auch ein ganzes Stück auf der Straße, wenn er zur Korrektur seiner Walschüler fortging.

Er war bei hoch und niedrig sehr beliebt und überall ein sehr gern gesehener Gast; doch kostete es ihn immer eine große Ueberwindung, einer Einladung Folge zu leisten, was seiner Bescheidenheit entsprang, die ein Grundzug seines Wesens war.

Das Reichsnaturschutzgesetz vom 26. Juni 1935

Von Dr. Erich Schönnagel.

Heute wie einst ist die Natur in Wald und Feld des deutschen Volkes Sehnsucht, Freude und Erholung. Die deutsche Reichsregierung sieht es als ihre Pflicht an, auch dem ärmsten Volksgenossen seinen Anteil an deutscher Naturschönheit zu sichern.

Diese Sätze aus dem Vorwort zum Reichsnaturschutzgesetz lehren die Weltanschauung, aus der es hervorgegangen ist. Da der Naturschutz nicht die Angelegenheit einzelner ist, sondern der Unterstützung aller Volksgenossen bedarf, müssen alle Natur- und Heimatfreunde sich mit seinen Hauptgedanken vertraut machen. Von den zahlreichen Einzelheiten des Gesetzes und seinen Durchführungseinrichtungen seien lediglich die wesentlichen Begriffe erläutert.

Der 1. Abschnitt behandelt den Anwendungsbereich des Gesetzes. Der Naturschutz erstreckt sich hiernach auf:

- a) Pflanzen und nichtjagdbare Tiere,
- b) Naturdenkmale und ihre Umgebung,
- c) Naturschutzgebiete,
- d) den Schutz sonstiger Landschaftsteile.

a) Es werden die Pflanzen und nichtjagdbaren Tiere geschützt, die in ihrem Bestande bedroht sind. Die zu schützenden Pflanzen und Tiere sind im Gesetz noch nicht genannt, doch ist es zu erwarten, daß im Laufe dieses Jahres entsprechende Verordnungen erscheinen, die hoffentlich eine für das ge-

samte Reichsgebiet einheitliche Regelung bringen¹⁾. Die bisher geschützten Pflanzen wie: Stranddistel, Federgras, sämtliche Orchideen dürften auch wieder aufgezählt werden. Desgleichen darf eine Neuordnung des Vogelschutzes erwartet werden, da das Reichsvogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 am 1. Februar 1936 aufgehoben wurde. Insekten, Vurche, Krichtiere und Singvögel sind nichtjagdbare Tiere und werden, falls es notwendig erscheint, durch die Naturschutzbehörde geschützt. Die jagdbaren Tiere, zu denen, allgemein gesagt, u. a. die Säugetiere, die Raubvögel, die Schwamm- und Sumpfvögel gehören, genießen schon dadurch einen gewissen Schutz, daß sie nur der Jagdberechtigte verfolgen darf. Ihr Bestand wird durch Schonzeiten oder völliges Jagdverbot erhalten. Die jagdbaren Tiere unterliegen den Jagdbehörden (Jägermeister) und nicht den Naturschutzbehörden.

b) Naturdenkmale sind Einzelercheinungen der Natur, deren Erkaltung aus Heimatkundlichen oder wissenschaftlichen Gründen im öffentlichen Interesse liegt. Hierzu zählen wie bisher Bäume und Baumgruppen, von denen in Pommern bereits rund 1500 unter Schutz stehen. Freundig begrüßen werden es die Heimatfreunde, daß jetzt auch geologische Einzelschöpfungen wie Wanderböcke, Quellen, Sötte unter Naturschutz gestellt werden können. Hiermit ist endlich eine Handhabe zur Erhaltung großer Findlinge gegeben, die entgegen ministerieller Anordnung noch zu Bauzwecken oder Kriegergedenkmalen Verwendung fanden. In Pommern werden ungefähr 150 Findlinge diesen Schutz genießen.

c) Naturschutzgebiete sind abgegrenzte Flächen, in denen die Natur als Ganzes oder in einzelnen Erscheinungen erhalten werden soll. Demnach unterscheidet man Voll- und Teilnaturschutzgebiete. In Pommern besitzen wir zur Zeit rund 30 Naturschutzgebiete, deren Zahl in den nächsten Jahren natürlich steigen wird. Das bekannteste und schönste Vollnaturschutzgebiet ist die Kreideküste von Jasmund auf Rügen. Teilnaturschutzgebiete mannigfacher Art bestehen ebenfalls in Pommern. So sind als Vogelschutzgebiete aufzuführen: Teile von Hiddensee, die Werder-Inseln am Zingst und der Peenemünder Haken. Zu den Pflanzenschonbezirken gehören die Steppenflora von Geesow, Kr. Randow, und das Hochmoor von Wusterath, Kr. Schlawa. Die Feuersteinfelder auf der Schmale Heide (Rügen) und die Blocksteinfelder am Enzigsee bei Nörenberg sind geologische Schutzgebiete. Ein Insektenschutzgebiet liegt in der Stettiner Stadtforst bei Wolfshorst-Chrenthal.

Eine Sonderstellung nehmen die Reichsnaturschutzgebiete ein. Der Reichsforstmeister kann reichs- oder staats-eigene Gebiete von hervorragender Bedeutung zu Reichsnaturschutzgebieten erklären. Gleichzeitig hat er das Recht, derartige Flächen durch darin liegende oder angrenzende im Privateigentum befindliche Gelände zu erweitern. Besonders stark bedrohte Tiere wie: Elch, Wisent, Biber, Uhu, Adler oder ehemals bei uns beheimatete Tiere wie: Wildpferd, Luchs und Wildkatze mögen hier eine sichere Heimstatt finden. In Pommern ist der Darß als Reichsnaturschutzgebiet in Aussicht genommen. Ein anderes Reichsnaturschutzgebiet dürfte in der Schorfheide in der Uckermark entstehen.

d) Es können auch sonstige Landschaftsteile geschützt werden, die zwar kein heimatkundliches oder wissenschaftliches Interesse besitzen, aber als Zierde der Landschaft oder als Aufenthalt bestimmter Tierarten (Singvögel) erhaltenswert sind. Hierher gehören: Friedhöfe, Parkanlagen, Gehäusgruppen, Hecken, Uferen usw. Möglicherweise können dadurch verunstaltende Eingriffe in das Landschaftsbild verhindert werden.

Der 2. Abschnitt des Gesetzes befaßt sich mit den Naturschutzbehörden und Naturschutz-

¹⁾ Die Naturschutzverordnung ist am 18. März 1936 erlassen. Sie wird demnächst hier besprochen.

stellen. Die Naturschutzbehörden haben für die Ausführung des Naturschutzgesetzes und seiner Durchführungsbestimmungen zu sorgen. Die oberste Naturschutzbehörde ist nicht mehr der Erziehungsminister, sondern der Reichsforstmeister. Höhere Naturschutzbehörden sind in Preußen der Regierungspräsident, untere Naturschutzbehörden der Landrat oder der Polizeipräsident. Jeder Naturschutzbehörde ist zur sachlichen Beratung eine Stelle für Naturschutz angegliedert. Sie wird von dem Beauftragten für Naturschutz verwaltet. Dieser arbeitet ehrenamtlich und hat innerhalb seines Wirkungsbereiches (Regierungsbezirk oder Kreis) alle Belange des Naturschutzes im staatlichen Auftrage wahrzunehmen. Er hat die Naturschutzgebiete und Naturdenkmale zu ermitteln, zu erforschen und ständig zu beobachten. Für ihre Erhaltung wird er der Behörde die notwendigen Maßnahmen unterbreiten. Ferner haben die Beauftragten durch Vorträge, Führungen usw. den Naturschutzgedanken volkstümlich zu machen. Ihnen ist zwecks Ermittlung und Untersuchung von Naturdenkmälern das Betreten der Grundstücke zu gestatten.

Jede untere Naturschutzbehörde, also der Landrat oder der Polizeipräsident, hat ein Naturdenkmalsbuch zu führen. In ihm sind die erhaltenswerten Bäume, Baumgruppen, Alleen, Fündlinge, Quellen, Zölle usw. einzutragen. Durch die Veröffentlichung dieser Liste in den Amtsblättern erhalten die angeführten Naturdenkmale staatlichen Schutz. Derartige Listen bestanden in Preußen bisher nur für Baudenkmäler. Jetzt können in sie auch ergeschichtliche Einzelschöpfungen der Natur aufgenommen werden.

Die höhere Naturschutzbehörde, also der Regierungspräsident, führt das Reichsnaturschutzbuch, in das die Voll- und Teilnaturschutzgebiete ihres Bezirks mit ihren Verordnungen und zugehörigen Karten eingetragen werden. Selbstverständlich ist jedermann das Beschädigen und Verunstalten von Naturschutzgebieten und Naturdenkmälern mit ihrer Umgebung verboten. Auftretende Schäden sind vom Eigentümer oder Nutzungsberechtigten der Naturschutzbehörde zu melden. Werden bisher unbekannte Naturdenkmale, beispielsweise Fündlinge, aufgefunden, so ist die zuständige untere Naturschutzbehörde zu benachrichtigen. Die Gegenstände sind so lange in ihrem bisherigen Zustande zu belassen, bis die Behörde über sie Anordnungen getroffen hat.

Durch den wichtigen § 20 des Gesetzes sind alle Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden verpflichtet, Arbeiten, die zu einer wesentlichen Veränderung der Landschaft (Reichsautofstraßen, Trockenlegen umfangreicher Moore) führen können, der zuständigen Naturschutzbehörde rechtzeitig zu melden. Dadurch kann der Naturschutz auch hier seine Belange vertreten.

Wer dem Reichsnaturschutzgesetz und seinen Durchführungsbestimmungen vorsätzlich zuwiderhandelt, kann mit Gefängnis bis zu 2 Jahren oder mit Geldstrafe oder mit Haft bestraft werden. Die angedrohten Strafen befinden, welche Bedeutung die Reichsregierung der kulturellen Aufgabe des Naturschutzes beimißt.

Das Reichsnaturschutzgesetz verdanken wir in erster Linie dem tatkräftigen Eingreifen des Reichsforstmeisters Ministerpräsidenten Hermann Göring. Es entspringt dem Kulturwillen des nationalsozialistischen Deutschland und entspricht dem in ähnlicher Richtung liegenden Reichstiererschutzgesetz vom 24. November 1933 und dem Reichsjagdgesetz vom 3. Juli 1934.

Ein unbekannter Plan zum Bau der Schiffsfahrtsstraße Stettin—Ostsee

Heute gehört die Seeschiffsfahrtsstraße Stettin—Swinemünde zu den modernsten Wasserstraßen. Aber nur wenige kennen die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, um Pommern, um Preußen diese wichtige Zugangsstraße zum Meere zu erkämpfen. Es war ein Kampf, der viel Kopfzerbrechen, Zeit und Geld gekostet hat.

Auf Grund des Stockholmer Friedensvertrages vom Jahre 1720 gelangten bekanntlich die der Odermündung vorgelagerten Inseln Usedom und Wolin endgültig an Preußen. Vorher war — seit 1679 — die Dievenow der Grenzfluß zwischen Schwedisch-Pommern und Preußen, nun wurde es die Peene. Und so wurde der Seeweg für Preußen frei. Leider aber war die Swine nur für kleine Fahrzeuge, die Dievenow dagegen kaum fahrbar, und so blieb nach wie vor die Peene als Hauptwasserstraße übrig. Abgesehen davon, daß dieser Seeweg von Stettin viel weiter war, mußte man auch noch hohe Zölle an Wolgast zahlen; denn die Peene stand unter schwedischer Hoheit.

Wegen dieser Zollhoheit entspannen sich im Laufe der Jahre Streitigkeiten zwischen Preußen und Schweden. Zwar hat Preußen nichts unversucht gelassen, diese für den gesamten Handel sehr ungünstigen Differenzen zu beseitigen. Doch alle von preussischer Seite angestrebten Verhandlungen scheiterten. Als dann aber im Jahre 1729 die Schweden von dem gesamten außerstettinischen-altvorpommerschen Handel einen erhöhten, von allen preussischen Schiffen, die mit Schweden in Handelsbeziehungen traten, einen neuen Zoll forderten, ferner das Holz aus den königlichen Forsten sowie das Getreide aus den königlichen Domänen nicht mehr, wie bisher, als „Fürstengut“ zollfrei behandeln wollten, sondern nur solche Gegenstände und Materialien, die zum Privatgebrauch des Königs bestimmt waren, der verschärfte sich der Konflikt. Alle Proteste der Preußen waren und blieben erfolglos¹⁾.

Zwar hatte sich Friedrich Wilhelm I. schon vor Abschluß des Friedensvertrages²⁾ mit dem Gedanken getragen, einen eigenen Seeweg zu schaffen, denn er wollte von Schweden unabhängig bleiben. So erhielt z. B. schon am 13. Januar 1720 der Regierungsrat von Lettow in Stettin den Befehl, sich an Ort und Stelle genau zu informieren und zu berichten, ob nicht die Fahrt von Stettin durch die Swine möglich sei. Nun hielt Lettow zwar den Ausbau der Swine nicht für unmöglich, aber doch für zu kostspielig und reichte eine Anzahl Gegenvorschläge ein. Langwierige Verhandlungen setzten ein, neue Pläne wurden geschmiedet — und wieder verworfen. Und so blieb alles beim Alten.

Erst die Zollstreitigkeiten im Jahre 1729 gaben den Anlaß zu erneuten, ernstlichen Untersuchungen, die Friedrich Wilhelm I. anordnete. Unter den nach Berlin eingesandten Berichten und Vorschlägen befand sich u. a. auch eine Zeichnung „Carta von Vorpommern, die Differenzen mit Schweden“ betreffend, „copiert von J. G. Malbemann. 1729“. Auf dieser Karte wird ein Durchstich zwischen „Schwantewik“ „Schmünger Orth“ und „Sanjerin“ in der Nähe von Stepenitz in Vorschlag gebracht und folgendermaßen begründet:

A.) Die Schwäne, welche bis auf vier Fuß zu gesandet, und weil der Ausfluß gar zu weit in die See gehet, so kann kein Bagger sicher hinausgebracht werden.

B.) Die Sand Bank am Lebbinischen Berge allwo es sechs 1/2 Fuß Tief, welcher wohl zu heben und heraus zu bringen stünde, wenn es an besagten Abfluß nur practifabel wäre.

C.) Die Mündung der Dievenow hat 6 Fuß Wasser allwo es nur eine Breite von vier Wichten (?) begreiffet und wäre selbige, wan benötigte Klemmkasten angelegt würden, vermittelst des Baggers auf 9 bis 10 Fuß wohl aufzubringen.

D.) Der Falkenberg allwo er vier 1/2 Fuß Tief und von Steinen unsicher, jedoch könnten selbige mit die

¹⁾ Vgl. Burckhardt, Geschichte des Hafens und der Stadt Swinemünde. Swinemünde 1920. Verlag von W. Frißsche.

²⁾ Friedensvertrag zu Stockholm: 20. August 1719, bestätigt am 21. Januar 1720. Friedrich Wilhelm I. hatte Vorpommern bis zur Peene schon am 22. Juni 1713 in „einstweilige Verwaltung“ genommen.

Steinzingen, wo die Fahrt geht, heraus geholt und der Sand mit dem Bagger herausgenommen werden.

E.) Das Große Schaar im Haff, welches eine strafe viertel Meile Wegs Breit und vier und $\frac{1}{2}$ Fuß Wasser drüber ist, wobei zu zweifeln ist das in solchen weiten Haff beim Sturm ein Bagger sicher würde halten können, und ob nicht der heftige Eisgang die Baggerung wieder deplacieren würde.

F.) Ist der Canal zwischen Schwantewitz und Ganferin, so ohnmaßgeblich würde durchstoßen werden müssen und bis in die Diebenow sich auf $\frac{1}{4}$ Meil Wegs erstreckt, welcher bei allen Schwierigkeiten fast der sicherste Weg sein würde.

Unser Gewährsmann entwickelt hier ganz eigenartige Ideen, für die wir heute nur ein Lächeln übrig haben. Er hielt die Ausbaggerung der Swine für unmöglich, dagegen ließe sich angeblich die Diebenow leicht ausbaggern, die Steinbank im Bodden besetzen, und nur die „Große Schaar“ versperre die Passage vom Haff zur Diebenow. Die Schaar (eine große Sandbank) wurde als unüberwindlich angesehen und daher der Durchstich zwischen Schwantewitz und Ganferin in Vorschlag gebracht.

Natürlich hat dieser Vorschlag keinen Anklang gefunden und wurde anscheinend stillschweigend zu den Akten gelegt, denn ein weiterer Schriftwechsel hat sich bisher nicht auffinden lassen. . . . August Zöllner.

Otto Brües: „Der alte Wrangel“

Von befreundeter Seite erhalten wir einen Bericht über die Uraufführung einer Wrangel-Komödie des rheinischen Dichters Otto Brües im Nachener Stadttheater, den wir unsern Lesern gern zur Kenntnis geben.

Die Komödie, die alle Grellheiten vermeidet, fußt auf einem geschichtlich belegten Vorgang. Der mehr als 80 Jahre alte Feldmarschall Graf Wrangel wollte auch im Krieg gegen Oesterreich dabei sein. In der Komödie meldet sich der alte Handegen als Freiwilliger bei seinem Regiment an der Front, da ihn der König als Heerführer nicht mehr gebrauchen kann. Doch das Regiment wird geschont, um den greisen General nicht zu gefährden. Als Wrangel einsieht, daß er wirklich alt geworden ist und den Ruhm seines Regiments verhindert, küßt er die Fahne und nimmt Abschied von seinem soldatischen Leben. Still und ohne Phrasen ist auch das ganze laubere Stück, das in seiner dichterisch klaren und schönen Form eine Vermählung von preussischer Haltung und rheinischer Menschlichkeit ist. Das Militärische ist nur der Hintergrund, vor dem sich in der wiedererlebten Atmosphäre das Charakterbild des Feldmarschalls Wrangel als eines liebenswürdigen Menschen abhebt. Hierbei sind die einzelnen Szenen stimmungsstark verdichtet, ohne daß dem Fluß der Handlung Gewalt geschähe. Trotz mancher gemütvoller Einzelzüge ist Brües nie spekulativ auf Wirkung bedacht. Der leise tragische Unterton setzt auch dem etwas familiären Humor immer wieder Grenzen. In dieser Abwendung vom abstrakten Helden — auf dem Theater — zu einem leblichen Helden, der sich auch vor dem Leben unter Ausschluß der Dementlichkeit bewährt, liegt die Bedeutung der Brües'schen Komödie. — Intendant Dr. Edgar Groß hatte die Mittel seiner Bühne mit viel Hingabe für das Stück eingesetzt. Mit dem Dichter durften sich alle Beteiligten für die bejahende Aufnahme, die die Komödie fand, bedanken. K. H. B.

Das Hoftheater des Markgrafen Friedrich Heinrich von Schwedt 1773—1788

Ueber dieses Thema hielt Arnold Koeppen auf der Novemberversammlung der Berliner Ortsgruppe der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde einen äußerst fesselnden Vortrag.

Auf Grund eines fleißigen und liebevollen Quellenstudiums sowie an Hand zahlreicher zeitgenössischer Abbildungen und Originaldokumente schilderte der Vortragende das lustige und recht abwechslungsreiche Leben

und Treiben am Hofe des Markgrafen Friedrich Heinrich von Schwedt. Einleitend wies Koeppen darauf hin, daß über den feinsinnigen und kunstfreudigen Fürsten hier und da recht unfritisch, ja anekdotenhaft berichtet wurde, so daß es heute schwer hält, ein einigermaßen wahrheitsgetreues Charakter- und Lebensbild zu entwerfen. Wie dem auch sei, „ein Trottel“, wie man den galanten Markgrafen gelegentlich bezeichnete, war er nicht! Schon in seiner Jugend, die er vorwiegend in Berlin verlebte, bekundete der Fürst für Musik und Theater ein lebhaftes Interesse. Aber erst in Schwedt, nachdem er zur Regierung gelangte, konnte er sich voll und ganz seinen künstlerischen Neigungen hingeben. Der musikliebende Fürst verstand es, Künstler von Ruf für das von ihm ins Leben gerufene Hoftheater zu verpflichten, auch war er dank der ihm reichlich zur Verfügung stehenden Mittel in der Lage, eine 30 Mann starke Kapelle, die unter der bewährten Leitung des Musikmeisters Heinze stand, zu unterhalten. Kurz, der Markgraf wurde der Schöpfer einer über die Grenzen seines kleinen Ländchens hinaus bekannten Kunststätte. Aber nur kurze Zeit währte das flotte, genussreiche Hofleben, denn als der Markgraf hochbetagt starb, da „zerstob Hofstaat und Künstlerchar in alle Winde, mit ihnen alle, die das heitere, lustige Leben nach Schwedt gezogen hatte, und ein roher Befehl entleibete die schöne Kunststätte ihres Glanzes“.

Dem Vortragenden, dem es gelang, ein anschauliches Lebens-, Kultur- und Sittenbild zu entwickeln, gebührt Dank und Anerkennung, ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der Markgrafenstadt behandelt und so der Vergessenheit entzissen zu haben. — Im Anschluß an die mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen sprach Baurat Kothe über Kunstgeschichtliches aus Schwedt. August Zöllner.

Der letzte Vortragsabend der „Gesellschaft“ in Berlin

Die Berliner Ortsgruppe der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde beschloß die Reihe ihrer Winterveranstaltungen mit einem großen Vortragsabend im Bamberger Hofbräu. Der Ortsgruppenpfleger Franz S. Biergut eröffnete den Abend, begrüßte Mitglieder und Gäste und erstattete über die kürzlich in Stettin abgehaltene Vorstandssitzung der Gesellschaft, zu der auch die Ortsgruppenpfleger eingeladen waren, Bericht. Es folgte ein fesselnder und recht aufschlußreicher Vortrag des ehemaligen Konventors unserer Heimatprovinz, Regierungs- und Baurat Julius Kothe (Berlin), über das Thema: „Der Dom in Kammin, das Bistum, das Bauwerk und der Domschatz“. Von der Christianisierung Pommerns ausgehend, berichtete der Vortragende über die Gründung des Bistums und ging dann näher auf die recht interessante Baugeschichte sowie auf die reichhaltige und sehr wertvolle Ausstattung (Domschatz) des Domes ein und betonte, daß es sich hier um eines der schönsten Kirchengebäude im Gebiete des norddeutschen Ziegelbaues handelt. Von vorzüglichen Anschauungsmitteln wie Zeichnungen, Skizzen und eindrucksvollen Abbildungen, die von Hand zu Hand wanderten, wurde der Redner bei seinem Vortrag reichlich unterstützt. — Anschließend sprach der ehemalige Vorsitzende des „Vereins für Heimatpflege e. V. zu Demmin“, Studientat Dr. Paul Thielcher (Berlin), über „Plastiken des Demminer Heimatmuseums“. Kurz auf die Vereinsgeschichte eingehend, berichtete der Vortragende an Hand zahlreicher Abbildungen über seine Forschungen im Demminer Kreise, sowie über manche glückliche Rettung wertvoller, jahrzehntelang unbeachtet gebliebener und größtenteils leider recht stiefmütterlich behandelter Plastiken — Madonnen, Kreuzfisc und Epitaphien —, die gereinigt und photographiert, im Museum aufgestellt und so der Forschung und dem Genuß zugänglich gemacht wurden. Dem herzlichsten und wohlverdienten Beifall der Zuhörerschaft ließ der Ortsgruppenpfleger Dankesworte folgen. — August Zöllner.

Buchbesprechungen

Urdeutschland. Die Naturschutzgebiete Deutschlands in Wort und Bild. Von Professor Dr. Walter Schoenichen, Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, Leiter der Reichsstelle für Naturschutz im Reichsbund Volkstum und Heimat. Mit zahlreichen Kunstdrucktafeln, Abbildungen und Karten. Das Werk erscheint in zwei Bänden zu je 12 Lieferungen. Der Preis beträgt je Lieferung 2 RM., je Band 24 RM. Band I liegt fertig vor und kostet in Leinen gebunden 28 RM. Verlag J. Neumann, Neudamm.

In diesem reich ausgestatteten, zweibändigen Werk, dessen 1. Lieferung im Sep. em. 1934 erschien, wird zum ersten Male eine zusammenfassende Schilderung und Beschreibung der deutschen Naturschutzgebiete geboten. Der Führer der deutschen Naturschutzbewegung hat sich selbst in den Dienst der Aufgabe gestellt, alle Volksgenossen mit den Kleinodien der deutschen Landschaft in Wort und Bild vertraut zu machen. Nicht um trodene Aufzählungen handelt es sich hier, sondern um lebensvolle, feisende Darstellungen, die im besten Sinne allgemeinverständlich gehalten sind.

In dem ersten Bande sind die erdgeschichtlichen Naturschutzgebiete behandelt worden. Der Verfasser führt uns durch die Vulkanlandschaften der Eifel mit ihren verträumten Maaren und erloschenen Kratern, in die erhabene Bergwelt der bayerischen Alpen, an die mecumbrandeten Kliffküsten der Nord- und Ostsee, in die zauberhafte Einsamkeit der großen Wanderdünen; er schildert die Urkunden, die das gewaltige Geschehen der Eiszeit in unserem Lande hinterlassen hat — kurz, aus allen Gauen unserer Heimat wird uns das Schönste und Bemerkenswerteste der deutschen Natur erschlossen.

In dem zweiten Bande, der Ende 1936 fertig vorliegen wird, sollen die Pflanzen- und tierkundlichen Naturschutzgebiete besprochen werden: die Urwälder der Ebene und der Gebirge, die Einsamkeit der Moore mit ihren seltsamen Lebensgemeinschaften, die Heiden mit ihren düsteren Wachgebäumen, die sonnigen Hänge mit dem vielfältigen Schmuck seltener und prächtiger Blumen usw. Weiterhin werden behandelt die Freistätten, die für unsere wildlebende Tierwelt geschaffen worden sind; die Vogelkolonien an den Küsten unserer Meere, das Biber Schutzgebiet an der Elbe, die ostpreussischen Elchreviere, die Wisentgehege in Springe und in der Schorfheide usw. So rundet sich die Darstellung zu einem Gesamtbild von der Natur des deutschen Landes.

Bei jedem einzelnen Abschnitt sind kurze Hinweise auf die wichtigsten ausländischen Naturschutzgebiete eingeschaltet, so daß der Leser gleichzeitig einen Ueberblick über den Stand der Naturschutzgebiete der anderen Kulturstaaten der Welt erhält.

Besondere Sorgfalt ist der Bildausstattung des Werkes gewidmet worden. Jedem Bande sind nahezu 100 Kunstdrucktafeln beigegeben worden, die nach hervorragenden Lichtbild-Vorlagen geschaffen wurden, außerdem eine Anzahl von farbigen Tafelbildern, in denen — schon aus Gründen des guten Geschmacks — ausschließlich künstlerische Darstellungen wiedergegeben werden, auch sind in dem Schriftsatz zahlreiche Kartenskizzen, graphische Darstellungen und Abbildungen aufgenommen worden. So ist hier ein Werk entstanden, zu dem es im deutschen Schrifttum kein Gegenstück gibt.

Fahrten ins Blaue. Kreuz und quer durch deutsche Gauen. Von Dr. E. W. Schmidt. Gr. 8°. 160 S. Text und 197 Bilder in Kupfertiefdruck. Leipzig, Pesse & Becker Verlag. In Leinen geb. 4,80 RM.

Das Buch ist kein Reiseführer im üblichen Sinne; es ist ein Volksbuch vom schönsten weniger bekannten Deutschland. In 32 Kapiteln führt es uns durch alle deutschen Gauen, begnügt sich bei den bekannten Mittel-

punkten des Reiseverkehrs, über die das früher erschienene Werk des Verfassers „Das schöne Deutschland“ unterrichtet, mit kurzen Hinweisen, rückt dafür das abseits von den Heerstraßen Gelegene, nicht minder Sehenswerte in den Blickpunkt des Heimatfreundes und regt in flüchtigem Blanderton zu weiteren Entdeckungsfahrten kreuz und quer durch Deutschland an. Die Bildwiedergabe in Kupfertiefdruck ist ausgezeichnet.

Was Pommern anbetrifft, so ist die Anzahl der Bilder nur sehr bescheiden, worüber wir mit dem Verfasser nicht rechten wollen, da schließlich jede Auswahl den Stempel des Persönlichen trägt. Es erfreut, daß das Kapitel „Pommernland“ sich erfolgreich bemüht, die pommersche Landschaft als „von ganz besonderem Reiz“ herauszustellen, die sich „zwar nicht mit zwingender Wucht aufdrängt, sondern Hingabe und Einfühlung verlangt, um dann allerdings um so nachhaltiger auf die Seele zu wirken“. Dafür sind wir dem Verfasser dankbar. Sein Buch ist ein prächtiges Geschenk für alt und jung.

Wo lag Vineta? Versuch einer Klärung der Vineta-Streitfrage durch geographisch-historische, verkehrswissenschaftliche und textkritische Untersuchungen. Von Richard Hennig. (Mannus-Bücherei Bb. 53.) Verlag C. Rabitsch, Leipzig 1935. 113 S. 7 Abb. 1 Karte. Preis broich 9,60 RM., geb. 11,— RM.

A. Hofmeister-Greifswald hat 1930/32 durch mehrere Arbeiten den alten Streit um die Lage von „Vineta“ geklärt und gezeigt, daß auf Grund der Geschichtsquellen kein Anlaß besteht, die Gleichsetzung von Jumne/Zomsborg mit Julin/Wollin auch nur in Frage zu stellen. Dem entgegen hat R. Hennig — Düsseldorf, der sich seit Jahrzehnten — auch in mehreren Beiträgen in dieser Zeitschrift — mit der Vineta-Frage beschäftigt hat, den ganzen Fragenkomplex noch einmal aufgerollt, und zwar vorwiegend vom Standpunkt eines Spezialfachmannes, der Verkehrswissenschaft.

„Wollte man einen Preis aussetzen für Ausfindigmachung der schlechtesten Lage zum Handelsverkehr des Zeitalters im mittelalterlichen Pommernland, er müßte unbedingt für Nennung des Namens Wollin verliehen werden“ (S. 42). Der Verkehrslage nach könne damals nur ein Platz an der Peenemündung Bedeutung gehabt haben, oder aber „alle sonst geltenden Regeln der Verkehrswissenschaft sind unzutreffend“ (S. 42). Daher kann der Fehler nur bei den Geschichtsquellen des 12. Jahrhunderts liegen, die Jumne/Zomsborg/Julin gleichsetzen. Der erste Herausgeber (1. Druck 1514) des Saxo Grammaticus habe Jumne oder Zomsborg in Julin „verbessert“. Aber diese „Wollin-These“ ist nicht erst Humanistenwillkür, sondern sie findet sich schon um 1185 bei dem Dänen Sven Aggeßion, so daß schon deshalb kein Grund besteht, dem Saxo-Text zu misstrauen.

Zur Lage „Vineta“ erörtert Hennig: Jumne sei Durchgangshafen gewesen und daher nur am offenen Meer möglich, bezugleich die Zomsborg, die eine dänische Seefestung gewesen sei. Der damalige Seeverkehr sei durch Strelasund und Peene gegangen; daher käme nur die Lage beim Ruden in Frage, zumal dieser wohl noch bis 1304 mit Rügen zusammenhing. Auf dem „Veritasgrund“ hätte an der damals engen Meeresstraße „Vineta“ eine ähnlich bedeutsame Lage gehabt wie Gibraltar oder Singapur. Wollin jedoch habe „nachweislich weder See- noch Landwege verfügbar“ gehabt (S. 48), so daß die Wollin-These verkehrs- und militärwissenschaftlich mit aller Bestimmtheit abgelehnt werden könne. Die Geschichtswissenschaft könne mit ihren unsicheren Texten keine Einwände gegen die Peene-These als das geradezu mathematisch gesicherte Ergebnis der Verkehrswissenschaft erheben.

Diese zunächst bestehend erscheinenden Ausführungen über die verkehrswissenschaftlich „notwendige“ Lage von Jumne-Zomsborg beruhen m. E. im wesentlichen auf zwei falschen verkehrswissenschaftlichen Voraussetzungen:

1. Jumne/Zomsborg müsse am offenen Meer gelegen haben,
2. Wollin könne damals keinerlei Handelsverkehr gehabt haben.

Mit diesen beiden Sätzen habe ich mich eingehend in den „Monatsblättern“ der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde (50. Jg., Märzheft 1935, S. 33 ff.) auseinandergesetzt und den Nachweis versucht, daß wir Jumne-Zomsborg als „meerfernen“ Platz anzuprehen haben, und daß Wollin mit seiner günstigen Einordnung in das damalige Verkehrsnetz diesen Anforderungen durchaus entspricht. Damit fällt jeglicher verkehrswissenschaftlicher Einwand gegen die Wollin-These.

Weitere Einwände gegen die Gleichung Vineta=Wollin hat Hennig auf Grund der bisherigen vorgehensmäßigen Funde und Grabungsergebnisse (einschließlich 1934) erhoben.

Rein archäologisch betrachtet, ist Wollin jedoch etwas ganz Einzigartiges für die Zeit des 10. bis 12. Jahrhunderts, wie die bereits vorliegenden Berichte zeigen. Stadtsiedlung und Burg wurden in der 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts angelegt. Sie bedeckte die Fläche von etwa 1 250 000 qm, woraus D. Kunkel auf eine Einwohnerzahl von etwa 5—10 000 Menschen geschlossen hat. (Die Stadt Lübeck hat in der Blütezeit der Hanse vielleicht eine Fläche von 1 000 000 qm bedeckt.) Die ältere „Stabbau“-Schicht zeigt starken nordischen Einschlag mit engeren Beziehungen nach Schweden. Klünkergebaute Schiffswände (Wikingerbauweise) sind als Bauholz verwandt worden. Stadtsiedlung und Burg sind bereits in der älteren Zeit (10./11. Jahrh.) mehrmals zerstört worden. Der Schutt dieser Kulturschichten hat eine Höhe bis zu 10 m. „Julin“ ist die größte, bisher bekannte Siedlung des damaligen wikingsch-slawischen Raumes, sie läßt sich durchaus als „Großstadt“ ansprechen. Der Fläche nach wird sie sogar im 10./11. Jahrhundert „die größte Stadt Europas“ gewesen sein, wie sie von Adam von Bremen um 1080 bezeichnet wird. (Die Fläche der damals größten Stadt Köln wird etwa 100 ha betragen haben.)

Ob sich bei diesem Sachverhalt behaupten läßt (Hennig S. 48), daß Julin „niemals eine über die engste lokale Bedeutung hinaus gehende Bedeutung gespielt“ habe?

Wir verdanken Hennig eine eindeutige Fragestellung der Verkehrswissenschaft hinsichtlich des „Vineta“-problems und Anregungen für mancherlei Fragen der pommerischen Frühzeit, aber seine „Peene-These“ bleibt ein Irrweg der Forschung. Er hat keine stichhaltigen Einwände gegen die Wollin-These vorbringen können, und eine Überprüfung seiner Beweisführung bestätigt das Ergebnis der Geschichtsforschung: Vineta = Wollin.
Hermann Bollnow.

Die Jagd nach Vineta, ein Ueberblick — und eine Antwort. Von Robert Burkhardt. Verlag W. Fritzsche, Swinemünde 1935. 84 S. Preis 0,70 RM. Das Büchlein ist ein bequemer Führer durch die „Vineta“-Frage. Es enthält die wichtigsten Quellen und Darstellungen. B. versucht — im Anschluß an K. R. Klempin und H. Hofmeister — die Entwicklung der Jumne-Zomsborg-„Sagen“ innerhalb der mittelalterlichen Quellen zu zeigen und den verschlungenen neuzeitlichen Forschungsweg von den humanistischen Gelehrten bis zur Gegenwart darzulegen. Auch die Ausgrabungen in Wollin und die Taucherforschungen bei Arkona (1934/35) sind erwähnt. Auch das neueste Buch von H. Hennig ist noch gestreift, auf dessen Fragestellung B. jedoch kaum eingeht, so daß von einer „deutlichen Antwort“ (Vorwort) nicht die Rede sein kann.

Am Hand der Berichte des 16. Jahrhunderts wird es deutlich, wie die Kosterom-Theorie und die Glockenfrage erst gegen 1500 entstehen als Niederschlag damaliger Gelehrtenmeinung. Diesen modernen Sagenwust, der alle ernsthafte „Vineta“-Forschung auf Jahrhunderte ersticke, räumte erst K. R. Klempin (1847) auf, einer Anregung L. v. Kantes folgend. Leutz-Spitta, R. Hennig, C. Müller und C. Schuchhardt haben dann in den letzten Jahren und Jahrzehnten sich scharf gegen Klempins Wollin-Lösung gewandt mit geographischen, verkehrs- und militärwissenschaftlichen und archäologischen Argumenten und sich teils für die Swine- teils für die Peenemündung eingesetzt, bis 1930 H. Hofmeister den Geschichtsquellen wieder gegen alle „Besserwisser“ der Neuzeit zu ihrem Recht verhalf.

Manchen Namen und manches Problem vermissen wir bei B., der sich jedoch bewußt an eine breitere Öffentlichkeit wendet. Gerade deshalb wäre eine stärkere Berücksichtigung des historischen Kernes der gesamten Jumne-Zomsborg-Frage wünschenswert gewesen (Haralds Flucht, Adam von Bremen II, 27; die Bemerkungen S. 31 an Hand der nordischen Sagas reichen nicht aus). Manche Schönheitsfehler wären für eine Neuaufgabe zu beseitigen. Warum z. B. Ibrahim ibn Jaqub in alter und unvollständiger Uebersetzung? Warum bei Helmold die in keiner Handschrift bezugte Lesart Wimmeta?

Hermann Bollnow.

Liebe die Heimat! Lies ihre Geschichte! Verzeichnis der wichtigsten Werke und Aufsätze über die Geschichte der mecklenburgischen Heimat. Von Studientrat Hans Belz, Schwerin. IX, 68 Seiten. Preis 1,80 RM. Carl Hinstorffs Verlag, Rostock.

Belz hat in diesem Buch eine Zusammenstellung der wichtigsten Werke und Aufsätze über die Geschichte Mecklenburgs gemacht. Den vielseitigsten Interessen ist hier Stoff geboten: „Bauerntum und Handwerk“, „Staat und Kultur“, „Familienforschung und Rassefragen“. Jeder, der sich in die Geschichte Mecklenburgs vertiefen will, möge zu diesem Führer durch die Literatur greifen. Geschichtsforschern, Lehrern, Schriftleitern usw. wird das Büchlein bald ein unentbehrlicher Freund sein. Darüber hinaus aber wird es gerade heute in der Zeit rassistischer Erkenntnis für alle wirklichen Heimatfreunde ein Beweiser sein, der ihnen die geschichtlichen, landwirtschaftlichen und kulturellen Werte Mecklenburgs erschließen hilft.

Handbuch der Deutschen Volkskunde. Herausgegeben von Wilhelm Pfeffer. 3 Bände in 37 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 1,80 RM. Verlag der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Das Werk gehört zu den wenigen volkstündlichen Veröffentlichungen, denen man grundlegenden Wert und wegweisenden Charakter zusprechen kann.

In den bisher erschienenen 14 Lieferungen sind bereits einige wesentliche Arbeiten abgeschlossen, die den wissenschaftlichen Wert und die allgemeine Brauchbarkeit des Handbuchs in das vorteilhafteste Licht rücken. Hier wird endlich einmal übersichtlich, klar und verständlich der Begriff der deutschen Volkskunde von allen Seiten aufgezeigt, werden die Kräfte lebendig, die die Vielfalt dieses Volkstums schufen und die bisher in der Wissenschaft zumeist ein wenig beachtetes Nebendasein führen mußten. Der Anspruch auf einen weit gesteckten Leserkreis, den dieses Werk bei seinem Erscheinen erhob, erscheint nach den bisherigen Beiträgen vollauf gerechtfertigt. Farbige Tafeln, Zeichnungen und Photos ergänzen und verlebendigen überall den Text, der in jedem Beitrag vorbildliche wissenschaftliche Gründlichkeit mit einer leicht eingänglichen Art der Darstellung verbindet. Dem verdienstvollen, auch äußerlich geschmackvoll und schön aufgemachten Werk ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Drei Hefte pommerischer Volkstänze: Schüddel
de Bür, Maientanz, Erntekranz. In 2.
erweiterter Auflage herausgegeben von Willi
Schulz, Kolberg. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.
Preise: 1,80, 2,—, 2,20 RM.

Daß unsere alten, einheimischen Tänze in Pom-
mern wieder mehr und mehr zur Geltung kommen,
beweisen die Neuaufgaben dieser Tanzhefte, die in
jeder Hinsicht vom Verfasser gründlich durchgesehen,
verbessert und erweitert sind.

„Schüddel de Bür“, das Hest, nach dem die
meisten Volkstanzlehrgänge in Pommern durchgeführt
werden, hat drei schöne weitere Tänze hinzubekommen,
während ein weniger beliebter Tanz herausgenommen
wurde. Das Hest „Maientanz-Erntekranz“ von 1927
ist in der neuen Auflage in zwei Hefte gespalten worden,
so daß die an die Tänze angeschlossenen Vorschläge
und Beschreibungen von Maifesten bzw. Erntefesten dies-
mal in viel größerer Ausführlichkeit und Reichhaltig-
keit behandelt werden. Da Willi Schulz ein Meister
in der Gestaltung von bodenständigen Volksfesten ist,
bringen seine Ausführungen wertvolle Ratschläge für
jeden Festleiter. Aus dem Bestreben, ausreichendes
Tanzgut für die Feste zu vermitteln, hatte der Verfasser
in die erste Auflage einige Volkslieder Tänze auf-
genommen. In der zweiten Auflage sind an ihre Stelle
überlieferte Festtänze z. T. aus anderen Gauen gesetzt
worden, was entschieden zu begrüßen ist; so enthalten
diese beiden Hefte 7 neu veröffentlichte Tänze.

Einem viel geäußerten Wunsch ist dadurch Rech-
nung getragen, daß bei allen drei Heften die Melodien
von R. Gabriel, Stettin, für kleines Tanzorchester
ausgefertigt worden sind. Sämtliche drei Hefte werden
im tanzfrohen Pommern viel Freude hervorrufen.

Dr. Kittler.

Urzahl und Gebärde. Grundzüge eines kommenden
Maßwertbewußtseins. Von Hugo Kückelhaus. Al-
fred Wegner Verlag, Berlin 1934. 248 S. Mit Tafeln
und zahlreichen Abbildungen. Preis geb. 9,— RM.

Alles, was ward und sich gestaltet, untersteht
ewigen, allgültigen Gesetzen. Diese Gesetze offenbarten
sich der Menschheit früherer Zeiten schon, und zwar
in wenigen Formen (Gebärden) und Zahlen (Urzahlen).
In den Bann dieser Formen und Zahlen sah der Mensch
sich und sein eigenes Schaffen eingepaßt, sah sich
eingeschaltet in den ewigen Werdestrom, fühlte ihn
als Gott in sich und suchte als Glied der schaffenden
Natur bewußt Vollendetes zu schaffen. Urformen und
Urzahlen bestimmten als ewige heilige Normen sein
gesamtes Erkennen, Wollen und Gestalten.

Aber wozu diese Ueberlegung? Hören wir Kückel-
haus in seinem Vorwort: „Der Verfasser hat sich
jahrelang um das Handwerk, um die räumlich bildenden
Berufe bemüht und erkannt, bis zu welchem unheil-
vollen Grade die Rückverbindung der Menschen zu
den letzten Einheiten verlorengegangen ist. Jene Bin-
dung, die seit Anbeginn das Rückgrat aller Kunst war
und die das Handwerk die Aufgabe erfüllen ließ, eine
durchseelte Gebrauchswelt zu schaffen, die
ein ebenso machtvoller wie stummer Bildungsträger
des Menschenlebens ist. So spiegelt sich in diesem
Buche das Jahrtausend nach den anfänglichsten
und einfachsten in die Struktur des
menschlichen Geistes selber hineinge-
wirkten Gestalten des Raumes und der
Zeit.“ — Und also greift Kückelhaus in die fernste
Vergangenheit von Völkern und Kulturen hinein, um
die alles bestimmende Macht von Gebärde und Urzahl
als bekannt und als wirksam nachzuweisen. Nachzu-
weisen im Wissen und Erkennen der Weltweisen des
Altertums, im Suchen und Forschen des Mittelalters,
im Leben und Gestalten insbesondere auch unserer
germanischen Vorfahren, nachzuweisen als gehütetes
heiliges Geheimnis der Bauhütten und langjam ver-
stümmelt im Handwerk, im Bauhandwerk etwa bis 1800
(als Maßwertgebrauch).

Als Maßwertgebrauch, d. h. als Einfügung
der Abmessungen z. B. des Hauses und seiner Einzel-
teile in das Maßwert des gleichseitigen Dreiecks, des
Quadratfeldes, des Fünfeckwerts oder des Zwölfeckfeldes.
Und auf das ganze Handwerk bezogen, wirft der Ver-
fasser die Frage auf: „... wie muß das Werk unserer
Hände gestaltet sein, damit der Würfel, die Zwölfheit
und das ganze Einmaleins in ihm wirken? Er gibt
die Antwort. „Und wohlverstanden, Maßwert und
Ehrfurcht vor dem Leben, Leben in Kristall,
Pflanze, Tier, Metall und Stein, das ist eines.“ Denn
auch die toten Materialien leben noch und fordern
in dem Sinne bei ihrer Bearbeitung Material-
gerechtigkeit von uns. „Unter den Werkstoffen
wohnt dem Holz Fünfeckgeist inne, Friedensgeist, wie
dem Eisen Dreieckgeist. Ein Blick auf die Schmiede-
kunst gibt einen Begriff davon: Wirbel und Abpal-
tungen, züngelnde Kanten und Drehungen sind die
feurigen Formelemente, nach denen das Eisen verlangt.“

Und Ziel und Notwendigkeit des Ganzen: „Ein
kommendes Weltbild wird erwachen aus einer Klarheit
der Normen und Urmaße. Der Mensch wird durch das
Ergreifen der Urbilder und durch den Wachdienst an den
Urbildern gerettet werden vor dem Versinken in Bewußt-
losigkeit, deren Zubegriff die Technisierung der
Lebensvorgänge ist.“

Kückelhaus' tiefsehendes und gedankenreiches
Buch, dessen Herausgabe durch das Deutsche Handwerks-
institut gefördert ward, gibt gewissermaßen die welt-
anschaulichen Grundlagen her für eine Umgestaltung
des Handwerks, und es begründet und leitet ein eine
Reihe von teils erschienenen, teils noch geplanten
Werken, „Schriften zur Deutschen Handwerkskunst“, von
denen wir eines im folgenden noch besprechen werden.
Möchten sich recht viele die allerdings nicht geringe
Mühe machen, in den Sinn der Kückelhaus'schen Betrach-
tungen einzudringen! Vielleicht gilt von seinem Werk
dasselbe, was er von dem Werke des Zeitgenossen Julius
Caesar, Vitruv, sagt, „daß er mehr wußte, als er
preisgab, und große Geheimnisse so verbarg, daß sie nur
der ernste Sucher finden kann“. Möchten sich mit
Kückelhaus und seinem Wort und Werk vor allem auch
die beschäftigten, in deren Hände das Schicksal des künf-
tigen Handwerks gelegt ist, damit es mit der Erkenntnis
vom Maßwertwissen zugleich zum Bewußtsein
und zum Wollen komme, „Handlanger des großen
Weltbaumeisters“ zu sein.

Eines unter den im Anschluß an das einführende
Buch von Kückelhaus erschienenen Werken ist das im
folgenden besprochene. Ehe wir es nennen, sei schon
bemerkt, daß darin von Urbildern und Zahlen nicht die
Rede ist. Wohl aber von der Materialgerechtigkeit,
von der Kückelhaus sagt, daß sie eins sei mit dem
Maßwert.

„Ueber das Kunstschmiedehandwerk.“ Von Julius
Schramm. („Schriften zur Deutschen Handwerkskunst“
im Einvernehmen mit dem Deutschen Handwerks-Institut
und dem Deutschen Bund Heimatlich herausgegeben
von Hugo Kückelhaus und Werner Lindner.) Verlag
Alfred Wegner, Berlin. 16 S. Text und 66 Abb. auf
Tafeln.

Daß das Handwerk wieder werde, was es einst
war, Mitschaffer an einer rechten deutschen Kultur,
das ist heute unser Bestreben. Und da möchte man
nun jedem Schmiede, der noch eine Ahnung davon hat,
was Handwerkskunst einst war, dieses Buch eines
lebenden und schaffenden Kunstschmiedes in die Hand
geben! Dieses Buch, das nicht das Wort eines werk-
fremden Künstlers ist, sondern eines „Meisters“, der die
Gesetze des rechten Gestaltens gleichsam unbewußt er-
schaut und beherrscht, eines Kömners vor allem, „der
Werkzeug und Werkstoff beherrscht, den Verwendungszweck
stets im Sinn hat und aus diesen Vorbedin-
gungen heraus Ureigenes von bleibendem und bei-
spielhaftem Wert hervorbringt“.

Man möchte das Buch aber auch jedem Laien vorlegen, der entweder einmal in die Lage kommt, dem Schmiedehandwerk Aufgaben zu stellen, oder sich mit verantwortlich fühlt am Bilde der Heimat. Damit man wieder wisse, was man erwarten und fordern darf von einem tüchtigen Handwerksmann und, was recht und echt und tüchtig ist.

Und ein anderes noch wird vor den zahlreichen Bildern offenbar: wie weit gesteckt der Aufgabekreis wäre, den man dem Schmiede zuweisen dürfte, wenn drüben das Können und hüben das Verständnis wieder sich fände für das Werk von der Hand des „Meisters“ und für den Vorzug, den es vor der Fabrikarbeit hat.

Jedenfalls ist das Buch eine höchst erfreuliche Erscheinung, und man möchte ihm die Verbreitung wünschen, die im Interesse der Sache nötig erscheint.

M. Keepel.

Deutsche Religion, Grundzüge eines Gottesglaubens im Geiste des deutschen Idealismus, von Prof. Dr. Arthur Drews, Karlsruhe. VIII und 227 Seiten 8°. Verlag d. Verzl. Rundschau, Abt. Heger-Verlag, München 1935. 4,80 RM. Ganzleinenband 6,60 RM.

Arthur Drews, Sohn niederdeutscher Eltern, fast schon ein Siebziger, ist vielen von uns Älteren kein Unbekannter mehr. Ein reiches Schaffen auf philosophischem und religiösem Gebiet hinter ihm, das ihm, dem Vorkämpfer eines deutschen, dogmenfreien Glaubens auf pantheistischer Grundlage viel Feindschaft eintrug, aber auch zahlreiche Freunde gewann.

Gottsucher ist der Deutsche, nicht Gottesleugner. Wenn der deutsche Mensch einer neuen Zeit nach einem neuen, vom christlichen verschiedenen Glauben verlangt, so kämpft er um ihn ehrlich und mit ganzem Herzen. Seine Glaube wird ihm nicht geschenkt. In ewig neuem Ringen sucht er seinen Gott. Mag er ihn auch eine Zeit verlieren, er findet ihn wieder, findet ihn — in der Welt und in sich. Gott, die Welt und unser Selbst sind eins, sagt Drews, folgen wir unserem Selbst, dem Göttlichen in uns, so haben wir Gott gefunden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das vorliegende Werk von einem tiefen Ethos erfüllt und von der ernststen Sorge diktiert ist, daß die Stunde der religiösen Erneuerung unseres Volkes infolge des Durcheinanders der verschiedenen Meinungen verpaßt wird, nicht zuletzt durch den Radikalismus auf der einen und den halsstarrigen Konservatismus auf der andern Seite. Wenn man erleben muß, daß prominente Redner absichtlich das Wort „Gott“ vermeiden und dafür ein „gnädiges Geschick“ um seinen „Beistand“ anrufen, so ist das ebenso bedauerlich und dient nicht der kirchlichen Befriedung, als wenn die Kirche trotz des Andrängens breitetester religiöser Kreise sich noch immer nicht dazu verstehen kann — offenbar aus Sorge, damit das ganze Gebäude ins Wanken zu bringen —, eine Revision ihrer Bekenntnisschriften in Angriff zu nehmen. Das Vergeltungsmotiv des Alten Testaments (... auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden) ist ebenso undeutsch, wie es unsittlich ist. Der Glaube an eine Auferstehung des Fleisches kann heute niemand mehr zugemutet werden. Ein Zurückbesinnen auf den Weltgottsbegriff der deutschen Mythik und des deutschen Idealismus, wie ihn Meister Eckhart zuerst aufgestellt hat, ist das Gebot der Stunde. Dazu wird das Buch von Arthur Drews das seine beitragen. Dem von ihm angeführten religiösen Hausbuch mit Neußerungen anderer Dichter und Denker zur Gewinnung eines neuen Glaubensinhaltes sehen wir mit Spannung entgegen.

Aber Janozenz! Ein bereits durchaus heiterer Roman von Karl Hans Strobl. Paul Zsolnay Verlag, Berlin 1935.

Es ist nicht ganz einfach, für dieses prächtige Buch ein kennzeichnendes Beiwort zu finden, das es in eine der üblichen epischen Rubriken einordnen könnte.

Ein Unterhaltungs-, Weltanschauungs-, Tendenz-, Gesellschafts-, Zeit-, Liebes- oder Entwicklungsroman? Romantisch, realistisch, fantastisch? Psychologisch, problematisch, abenteuerlich? Humoristisch, satirisch, grotesk?

Das alles trifft und rührt an Teilerscheinungen und erschöpft doch nicht das Wesen. Der Dichter selbst nennt sein Werk im wunderlichen Untertitel einen „bereits durchaus heiteren“ Roman, und sicherlich ist jedes der drei Worte von ihm mit Bedacht gewählt. „Bereits“ — das dürfte bedeuten: aus einer Gegenwart und jüngsten Vergangenheit — Strobl ist Desterreicher!! —, die zu spiegeln nur in Groll, Schmerz und Bitternis möglich schien, erfolgt hier der Durchbruch des Betrachters zu mächtig und mühsam erzwungener Heiterkeit. „Durchaus“ — nun, das will wohl sagen: hier walten nicht mehr verzweifelnde Lustigkeit, grinrende Ironie und zorniges Gelächter, sondern wahrhaftige Befreiung und Erlösung und ein Leichtwerden des entwölkten Gemütes. Danach ergeben sich im vorderen Art und Wesen dieser Heiterkeit als einer vogelperspektivischen Enthobenheit, die genesen ist vom tragischen Ernst des Rechtsens und Nichtens und sich literarisch ergötzt am kunstschaffenen Widerschein einer verkehrten Welt. Selbstverständlich — wie könnte es anders sein! — wird der Lump gebrandmarkt und der Schuft nicht beschönigt; aber die überlegene Wesensschau dieses kathekerfernen Philosophen weiß zu wohl, daß keine simple Schwarzweißkunst die Menagerie der Vielvielen in Engel und Teufel aufzuteilen vermag. Das große Zwischenreich der allzumenschlich Irrenden, das Panoptikum der Käuze und Narren gibt Spielraum genug, Schwächen und Gebrechen, vielmehr noch fadenscheinigen Tugenden das Mäntelchen zu lupfen.

In den Bildkreis eines solcherart geschliffenen Zeitpiegels gestellt, zieht der Held des Buches, der natürlich keiner ist, seine hindernisreiche Bahn. Ein Don Juan möchte er werden, ein großer Verführer und Frauenbezwinger, dieser gute, harmlose, anständige, aber von filmischer Romantik verblendete Junge, und scheitert jeweils mehr oder minder schmerzlich an einer Wirklichkeit, die so ganz anders ist als seine weltfremden Träume. Was Wunder, wenn er nach mancherlei Um- und Irrwegen am Herzen der Frau landet, die von Anbeginn, von untrüglichen Liebesinstinkt geleitet, über seine Donquichoterien schützende und zielweisende Hände hielt.

Das der rote Faden der Handlung. Und um ihn herumgesponnen das Flechtwerk der Episoden. Das Wien der Nachkriegszeit, das schon so vielen Romanen des meisterlichen Erzählers den Hintergrund gab, wird aufs neue verlebendigt und aus dem Zwielicht seiner Sägendämmerung ein Gestaltenreichum und eine Begegnisfülle herausgehoben, daß auch der gründlichste Stroblkenner immer wieder hungerissen wird von dieser Kraft und Bildhaftigkeit der Typenprägung, von dieser röntgenmäßigen Menschenkenntnis und Seelendeutung und von dieser unnachahmlichen, von Weisheiten und Schalkheiten gleichermaßen übersprudelnden Sprachmelodie.

Ein köstliches Buch, launig und beinnlich, unbeschwert von pedantischer Wahrscheinlichkeitsberechnung und dennoch wahr und wirklich in jenem höheren Sinne, der das Wesenhafte zu Bild und Beispiel steigert und auf intelligibler Bühne eine Welt schafft von lebensraumgetreuer Eigengesetzlichkeit. Otto Böß.

Mein buntes Buch. Naturschilderungen von Hermann Löns. Mit 155 Naturaufnahmen von Hermann Fischer. Adolf Sponholz Verlag G. m. b. H. Hannover 1935. In Leinen geb. 4,80 RM.

Die Schilderungen des „Bunten Buches“, 1913 erschienen, stellen infolgedessen ein Besonderes in dem Schaffen von Hermann Löns dar, als sie Naturauschnitte z. T. kleinsten Formats zum Gegenstand haben und an die allen Naturwissenschaftlern geläufigen „Lebensgemeinschaften“ erinnern. Aber wie ist das erzählt! Der

„Feldrain“, die „Kirchhofsmauer“, der „Eisenbahndamm“, die „Strohbieme“ werden zum Schauplatz tausendfältigen Lebens und offenkundigen Tier- und Pflanzenschicksale, die sich dem Auge auch des Naturfreundes meist entziehen und der großen Darstellungskunst eines Böns bedürften, um auch für das Unauffällige zu festeln und zu liebevollem Versenken in die verborgensten Geheimnisse der Natur anzuleiten. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn gesagt wird, daß diese Schilderungen das Vollendetste sind, was Böns gelungen ist.

Und doch: wie kein Naturkundeunterricht ohne das Vorzeigen des Gegenstandes und ohne Bilder denkbar ist, so mußte das „Bunte Buch“ solange in seiner Wirkung auf den Leser letzte Wünsche unerfüllt lassen, solange nicht eine Ausgabe vorlag, die das Wort durch die Naturkunde unterstützte. Diese Wünsche sind durch die dem vorliegenden Buche beigegebenen 155 wunderbaren Naturaufnahmen von Hermann Fischer in prächtigem Kupfertiefdruck auf das schönste befriedigt. **3.**

Hein Spuchtsinn, der Bremer Schiffsjunge. Von Albert Semserott. Herausgegeben von Alfred Kiebau. Mit 19 schwarzen Bildern von Wilh. Petersen. Halbleinen 2,— RM. K. Thieme's Verlag, Stuttgart.

Der durch seine Möwe-Bücher berühmt gewordene Steuermann Semserott erzählt hier, wie er vor 45 Jahren auf das Segelschiff „Charles Villing“ als Schiffsjunge kam. Damals fuhren in Hamburg die ersten Pferdebahnen durch die Stadt, und die Tranlampen wurden durch das amerikanische Petroleum verdrängt. So fährt der „Charles Villing“ nach New York, um dort rund 6000 Fässer Petroleum zu laden. Vom ersten Tag an, als der kleine schwächliche Schiffsjunge mit dem Spitznamen Hein Spuchtsinn, aber mit Augen wie ein Habicht, an der Strickleiter aufs Deck klettert, erleben wir seine erste Reise mit. 29 Tage hin und 30 Tage zurück dauert die Fahrt über die „große Heide“, wie damals der Seemann das Weltmeer nannte. Anfang und Ende dieses Buches runden sich zu einem Lebenskreis deutschen Welsens und mannhafter Jugend.

Der Große Brockhaus. Ergänzungsband A—Z. Ganzleinen 23,40 RM., Halbleider 28,80 RM.

Der Verlag ist daran gegangen, in einem Ergänzungsband über all das zu berichten, was sich seit Erscheinen der zwanzig Bände bis 1935 im Staats-, Volks- und Wirtschaftsleben, im Auf und Ab der Geschichte Europas und der übrigen Welt, in Forschung, Technik und Kunst ereignet hat. Es ist in dem Band ein fesselndes Gegenwartslertikon entstanden, das für jeden Besitzer des Hauptwerkes unentbehrlich ist. Den führenden Männern unserer Zeit sind Artikel gewidmet, denen oft ein Bildnis beigegeben ist. Etwas ganz Neues für ein Lertikon ist eine Weisenschau der deutschen Kunst, zu der Bildtafeln mit insgesamt 49 Abbildungen gehören. Trefflich gewählte Gegenüberstellungen führen uns hier besser in das Wesen deutschen Kunstschaffens ein, als es eine lange Abhandlung tun könnte. Natürlich können wir in dem Band auch alle wissenswerten Angaben über Gestalt und Gliederung des neuen deutschen Staates nachlesen, ebenso wie auch alle andern Staaten eine erschöpfende Darstellung bis in die neueste Zeit hinein gefunden haben. Schaubilder über Aufbau der NSDAP. und des Staates sind in ihrer einprägsamen Gegenüberstellung erstmalig. Ganz neuartig für ein Lertikon ist es, wie in dem Aufsatz „Weltpolitik“ die außenpolitischen Kraftlinien des Weltgeschehens klargelegt werden. Eine bunte Karte führt in einer für jedermann verständlichen Weise in das schwierigere Gebiet der Rassenzusammensetzung des deutschen Volkes ein. Die neuesten Forschungsergebnisse sind hinreichend berücksichtigt: Gehirnschirurgie, Blutgruppenuntersuchung, neue Arzneimittel wie Insulin oder Behandlungsmethoden wie Elektrochirurgie.

Die verschönernde Ausstattung des Bandes mit bunten und einfarbigen Bildern und Tafeln, mit geo-

graphischen und politischen Karten macht schon planloses Blättern und Schauen zum Genuß. Man kann nur wünschen, daß dieses unvergleichliche Werk seinen Einzug in viele deutsche Familien halten möge.

Nur auf Dich kommt es an! Die praktischen Wege zum Erfolg. Von Hans Martin. Preis kartoniert 2,— RM., Geschenkheften 3,50 RM. Verlag Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Es ist der große Vorzug dieses Buches, daß hier an praktischen Beispielen aus dem Leben gezeigt wird, wie man die Erfolgsmöglichkeiten findet und sie auswertet. Selbst der Erfahrene wird erstaunt sein, in diesem Buch viele wertvolle Hinweise und Anregungen zu finden. Auch dem Stellunglosen, dem älteren Angestellten, dem Mann im Ruhestande wird hier aus der Praxis des Lebens alles erschlossen, was ihm von Vorteil sein kann. Beigaben frischen und gesunden Humors machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre.

Nur 10 Minuten. Die tägliche Gymnastik für Jung und Alt von Lija Mar und Frit Bahro, mit 17 Bildern auf Kunstdrucktafeln. Preis 1,10 RM. 21.—25. Tausend. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart-N.

Täglich nur 10 Minuten sollte sich jedermann Zeit nehmen, um seiner Gesundheit zu dienen, um sich lebensfähig und arbeitsfähig zu erhalten. Täglich 10 Minuten Gymnastik genügen, um den gesamten Körper gleichmäßig durchzuarbeiten und durch richtige Atmung ihn von giftigen Schlacken zu befreien. Als vorzüglicher Ratgeber hat sich das vorliegende Buch bewährt. Hier wird gezeigt, wie diese Gymnastik für Jung und Alt, also für Mann, Frau und Kind durchzuführen ist. Alle Anweisungen sind leicht verständlich und durch gute Bilder klar gemacht. Auch sind die Übungen so gewählt, daß sie nicht nur den Körper entspannen und kräftigen, sondern gleichzeitig auch etwaige schlechte Körperhaltung korrigieren.

Gesunder Schlaf — ohne Schlafmittel. Die Heilung von Schlaflosigkeit auf natürlichem Wege. Von Dr. med. H. Malten, leitender Arzt der Anstalt für Nerven- und Stoffwechselkrankheiten, Baden-Baden. 6. bis 10. Tausend mit Bildern. Preis 1,80 RM. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart-N.

Neben den qualenden Schlafstörungen bei vielen chronischen Krankheiten gibt es in unserer jorgen- und unruhigen Zeit einen ungeborenen großen Kreis der scheinbar Gesunden, der „Nervösen“ und „Ueberarbeiteten“, die alle an ungenügendem Schlafe leiden. Nichts wäre irriger, dies als etwas Ungefährliches dahinzunehmen, denn die Schlaflosigkeit zehrt an der Nervenkraft und untergräbt Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Hier gilt es, rechtzeitig einzugreifen.

Die hier gegebenen Anweisungen beruhen auf den eigenen umfangreichen Erfahrungen, wie sie vom Verfasser in seiner Anstalt gerade an den schwersten Formen der Schlaflosigkeit gesammelt wurden. Sie sind daher wohlbegründet und hinsichtlich ihrer Wirksamkeit voll erprobt und versprechen Hilfe selbst in schweren Fällen.

Athenaion-Kalender „Kultur und Natur“ 1936. Als Abreißkalender eingerichtet, mit einem farbigen Titelbild nach einem Gemälde von S. Bafedow d. J., 183 Abbildungen in Doppeltondruck und einem Preisauschreiben. Preis 1,95 RM. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Ein Hauskalender, wie er sein soll, der durch den einzigartigen Zusammenklang von Unterhaltung und Belehrung, durch seine Stoffülle und vor allem durch sein unvergleichlich schönes Bildmaterial erregt. Wie eine Bilderchronik des Lebens, eine Schatzkammer der Forschung, ein kurzweiliges Museum der Künste und Wissenschaften mutet er an. Alle Zonen der Erde sind in ihm vertreten, alle Epochen der Geschichte, unsere Zeit und unser Leben, und alles geschmackvoll und mit künstlerischem Verständnis angeordnet, zum Mit-

erleben und beschaulichen Verweilen zwingend. Dabei kommt das praktische Leben nicht zu kurz: Wetterregeln, Reime und willkommene Gartenratschläge dienen ihm neben einer Fülle kleiner Essays, Anekdoten, erster und heiterer Sprüche.

Mecklenburgischer Voss un Haas-Kalender für 1936. 60 Seiten mit Bildern. Preis 25 Npf. Historische Verlagshandlung, Wismar.

Ein lieber alter Bekannter, der in unzähligen Familien Mecklenburgs seit Jahrzehnten wie ein alter Freund begrüßt wird. Der neue Jahrgang ist erweitert worden, viele Bilder sind hinzugekommen, und wenn auch äußerlich unverändert, so hat dieses alte Heimatbüchlein sich in seinem Inhalt doch als wirklicher Volkskalender wesentlich erneuert. Besonders ausgehoben sind diesmal die Riemess und kleinen gehaltvollen Gedichte bekannter Heimatdichter; sinnig und fein atmen sie den tiefen Zauber heimatischer Scholle. Märchen, Döbnkens und „Lütt-Vertellers“, auch wertvolle Erntesprüche und natürlich auch die „Voss-un-Haas-Läuschen“ sind in dem neuen Jahrgang enthalten. Selbstverständlich fehlt auch nicht ein Gedanken an Fritz Reuter, dessen 125. Geburtstag am 7. November 1935 gefeiert wurde. Auch sonst berichtet der Voss un Haas-Kalender von zahlreichen wichtigen Begebenheiten im neuen Deutschland, die in Bild und Wort festgehalten sind. Für den billigen Preis eine anerkanntswerte vorzügliche Leistung.

Mein Tagebuch-Kalender 1936. 224 Seiten. Preis 1,— RM. Verlag: Triasdruck G. m. b. H., Berlin SW 19.

Dieser neuartige Jugendkalender erhält dadurch seine besondere Note, daß er Jungen und Mädchen die wertvolle Anregung gibt, das Geschehen der großen Zeit, in der wir leben, so festzuhalten, wie es sich in ihrem eigenen Tageslauf spiegelt. Der Kalender stellt die Forderung eines bewußten Erlebens der Gegenwart und bietet zugleich alle Möglichkeiten der freien Gestaltung eines Berichtsbuches, das seinen eigentlichen Wert erst erhält, wenn es beim späteren Durchblättern die Erinnerung weckt, wenn es Entwicklung und Erlebnis der vergangenen Jahre getreu wieder spiegelt.

Daneben vermittelt der Kalender in Wort und Zeichnung lebendige Eindrücke aus Brauchtum und Sitte. Besonders ist er den alten Gebräuchen bei Spiel und Tanz, bei ritterlichen Übungen, bei Schwimmen und Jagen gewidmet. Die Ausstattung ist gut.

Der Heimat-Kalender für den Kreis Lauenburg (Verlag H. Badengoth, Lauenburg. 102 Seiten mit Abbildungen. Preis 0,50 RM.) erscheint nun im 31. Jahrgang als ältester pommerischer Heimatkalender. In gleichem äußeren Geirande enthält er selbstverständlich alles das, was man an Auskünften von einem Kalender zu erhalten wünscht, zugeschnitten auf die besonderen Bedürfnisse der Landbevölkerung. Der Textteil ist eher noch reichhaltiger als im vorigen Jahr. So leiten z. B. drei Aufsätze über die Betätigung der HJ- und des BDM. in die Aufbaubarbeit der jungen Generation im Grenzland hin. Der Gauamtsleiter der NS-Volkswohlfahrt, Benkfi, findet Gelegenheit, in knappen Ausführungen die Grundzüge einer national-sozialen Volkswohlfahrt zu entwickeln. Der Herausgeber des Kalenders, Ed. Stielow, kann als Direktor des Kreiswohlfahrtsamtes auf die 25-jährige Tätigkeit des Kreiswohlfahrtsvereins zurückblicken, die so vielseitig ist, daß sie auch die Belange der Volksbildung, der Deutschtumspflege, des Heimatschutzes, der Bauberatung und Sicherung der Bodenalteutümer mit einbegreift. — Die Volkskunde des Kreises wird be-

handelt in einem Bericht über zwei unbekannte Bauernhausformen („Kreuzhäuser“) von Dr. Bronisch, in dem Bericht einer Typisierung der Gutsdörfer nach ihrem Siedlungsgründriß (Dr. Zimmermann) und in einer Uebersicht und Beschreibung der noch vorhandenen Schulzenknüppel (Dr. Borchers). Der Lauenburger Architekt Koch leitet in einem äußerst gehaltvollen Aufsatz, der ein Appell an die Wiedererweckung landschaftsgebundener und volkstümlicher Baugesinnung ist, über zu dem schwierigen aber höchst reizvollen Umbau des Lauenburger Ordensschlosses, über den von Studrad berichtet. Die bauliche wie denkmalpflegerische Aufgabe waren hierbei so eng verschlungen, daß man mit lebhaftem Interesse liest, wie der Bauleiter versucht hat, die Anforderungen, die ein modernes Gerichtsgebäude stellt, mit der Verpflichtung in Einklang zu bringen, ein beachtliches Baudenkmal des deutschen Ostens nicht nur zu erhalten, sondern seine ursprüngliche Wirkung möglichst wiederherzustellen. — Den Freunden der Vorgeschichte gibt ein bebildeter Bericht über die im Jahre 1935 geborgenen Bodensfunde Nachricht (Stielow), und über die Ursachen der auffälligen „Lücken der Vorgeschichtsforschung in Ostpommern“ berichtet Dr. Eggers. Als schönes Beispiel, wie man Unterhaltung und Belehrung wohlgefällig verschmelzen kann, mögen die Aufsätze über die Entwicklung des Bauerntums im Kreise Lauenburg (Müller) und über die pommerischen Siedler in Brasilien (Prof. Dr. Simoleit) gelten. — In die geschichtliche Vergangenheit des Kreises leuchten zwei Beiträge über die Organisation der Landwehr 1813 und die Küstenbefestigung im Kreise 1870/71 (von Dammberg). Ueber „persönliche Erinnerungen an Bismarck und Barzin“ plaudert B. Haberland. — Freunde der Vogelwelt werden durch die darin angeregte Frage: wie sich die Vögel der Melioration der Sumpfländereien anpassen, zu Beobachtungen angeregt werden. — Einige auf den Volkston abgestimmte Gedichte (z. B. von F. Haed) und sogar ein unbekanntes schlicht-uniges Pommernlied (Bausfeld) mit Notenbeigabe lockern den Prosatext ansprechend auf. — Ein Wunsch bleibt allerdings noch offen — und das gilt auch für viele andere Heimatkalender: die hier rein unterhaltenden Beiträge ermangeln der unmittelbaren Beziehung zum pommerischen Grenzland. Wir müssen in diesem Rahmen Autoren, die in München, Thüringen und Berlin beheimatet sind, ablehnen, wenn ihre Beiträge nicht mehr als übliches Zeitungsfeuilleton sind. Es dürfte nicht schwer sein, pommerische Mitarbeiter mit geeigneten Beiträgen zu finden. — Für den Heimatsforscher ist besonders wertvoll eine Literaturzusammenstellung, die in 82 Titeln über das gesamte das pommerische Grenzland betreffende Schrifttum Auskunft gibt. G.

**Der Brandstifter
gefährdet die Nachbarschaft!**

**Der Brandstifter
zerstört wertvolles Volksvermögen!**

**Der böswillige Brandstifter
ist ein Verbrecher:**

„Helst Brandstifter entlarven!“

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommernland“. Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommernland“, Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. Liste 2. DL. IV. 1250.

Damenmoden Prüss G. m. b. H.

Stettin, Gr. Wollweberstr. 37/38
direkt an der Breiten Strasse

Das

Spezialhaus für Damenkleidung ist tonangebend durch seinen Geschmack, durch seine Auswahl, durch seine besonders günstigen Preise.

Jeder Brand



schädigt das Volksvermögen.
heute mehr denn je!

Verhütet Brände!

Pommerische Feuer-Sozietät

Gegründet 1719

Stettin, Pölitzer Straße 1 Fernruf 25441



Stadtgeschäftsstelle: Stettin
Falkenwalder Str. 1, Fernruf 287 88

Auskünfte und Abchlüsse
auch durch die Reiseversicherungskommission.

Für Privat-Festlichkeiten



nur

Glycium- Bräu

in Flaschen, Kannen und Siphons

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Bilder aus der Geschichte einer pommerischen Familie
von Hermann Hollender.

100 Seiten Oktav. — Preis RM. 1,50.

Die Abhandlung ist ein Sonderdruck aus „Unser Pommerland“, Jahrgang 1928, und hat bei ihrem Erscheinen großen Beifall gefunden, ist sie doch ein neuer Typ der familiengeschichtlichen Darstellung, die den trockenen Chronikenstil vermeidet und statt dessen lebensvolle Einzelbilder aus der Geschichte der eigenen Familie gestaltet, umrahmt von den Ereignissen der Heimat- und Zeitgeschichte, wie sie sich dem Verfasser auf Grund seiner Forschungen darstellt. Die Schrift wird für alle Familienforscher von großem Interesse sein.

Verlagsbuchhandlung FISCHER & SCHMIDT, Stettin.

Huching!

Pommerscher Volkshumor
Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schürzen, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mu-dartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird das Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

DAS WERK, DAS NUTZEN UND
FREUDE FÜR JAHRE STIFTET

Der Große Brockhaus

JETZT VOLLENDET
IN 20 HERRLICH BEBILDERTEN
BÄNDEN

Anschaffung
augenblicklich erleichtert:

1. Bandgruppenbezug, daher kleine Monatsraten,
2. Alte Lexika werden in Zahlung genommen. Näheres in der Ankündigung G B W 2.

Überzeugen Sie sich selbst:

Lassen Sie sich die reichbebilderte Ankündigung G B W 2 kostenlos und unverbindlich kommen. Sie erhalten dann gleichzeitig Auskunft über die wirklich günstigen Bezugserleichterungen.

F. A. Brockhaus, Leipzig C 1

Ich bitte um die reichbebilderte Ankündigung G B W 2 und um Auskunft über die Bezugserleichterung.

Name und Stand:

Genauere Anschrift:

Jeden erschienen:

Storms Werke

Illustrierte Ausgabe in 9 Bänden

Mit einer Vorrede von Hans Friedrich Blunck und Federzeichnungen von Karl Wernicke. Nach der von Theodor Hertel besorgten, kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe neu bearbeitet und erweitert von Fritz Böhme. Jeder Band etwa 400 Seiten. (Form. 13x21 cm) Jeder Band einzeln käuflich, in Ganzleinen 1,50 RM.

Diese neue Storm-Ausgabe soll einem großen, lebensnahen deutschen Dichter und Erzähler wieder den Weg zur Jugend und ins Volk bahnen. Die biegsamen, schlanken, meergrauen Leinenbände in modernem Romanformat und mit einem ansprechenden Schutzumschlag, der klare große Druck auf blütenweißem Papier und die Federzeichnungen Karl Wernickes geben den Dichtungen einen Rahmen, der ihrem Stimmungsgehalt entspricht. Der niedrige Bandpreis ermöglicht jedem die Anschaffung. Besonderen Wert erhält das Werk noch durch die mit dichterischer Einfühlung geschriebene Vorrede von Hans Friedrich Blunck.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG.
LEIPZIG

Uns

Zeitschrift für das Kulturleben der Heimat
21. Jahrg. 1936 (8 Hefte). Bezugspreis viertelj. 2.- RM.

Folgende Sonderhefte sind noch lieferbar:

	RM.
1921: Stolp	1.50
1922: Von Swinemünde bis Zinnowitz	1.50
Der Weizacker	1.50
1923: Anklam	1.50
Stralsund	1.50
Rügen	1.50
Sammin	1.50
1924: Pommerischer Humor	1.50
Rügenwalde	2.—
Quer durch Hinterpommern	1.50
Wolgast	2.—
1925: Heinrich Bandlow=Hefte	1.50
Schlawe=Rummelsburg	1.50
Pyritz	1.50
1926: Pasewalk	1.50
Vom pommerischen Soldaten Hans Hoffmann=Hefte	1.—
1927: Demmin	2.—
Wollin	1.50
Neustettin	2.—
1928: Treptow a. S.	1.50
Treptow a. N.	2.—
Bad Polzin	1.50
Dramburg	2.—
1929: Friedrich der Große und Pommern	2.—
Die Buchheide	2.—
Pommerische Dichtung der Gegenwart	2.—
Belgard	2.—
1930: Wildenbruch	2.—
Grimmen	2.—
Kreis Randow	2.—
1931: Ostseehefte	1.50
Kreis Regenwalde	2.—
Röslin	3.—
1932: Goethe und Pommern	1.50
Greifenhagen	1.50
Tempelburg Draheim	1.50
1933: Das Stolper Land	2.—
Siddensee	1.50
Greifenberg	2.—
1934: Mufft in Pommern	1.50
Uckermünde	2.—
1935: Bublitz	2.—
Pommerische Volkstunde	1.50
Fritz Reuter und Pommern	1.50
Pommerische Familien- und Zippensforschung	2.—

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin.